n.

S. o. germ. 1900 (1 Schücking

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

E A.

20127.

Ein Sohn des Volkes.

Erster Theil.

Ein Sohn des Volkes.

Roman

von

Levin Schücking.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1849.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lindauersche
Bibliothek.

Verbesserungen.

Zum ersten Theile.

Seite	3	Zeile	4	v. o.	lies:	kann an Ruhe und Frieden
=	15	=	9	= =	=	früher Stunde statt froher Runde
=	23	=	3	= =	=	streiche von

Zum zweiten Theile.

Seite	45	Zeile	6	v. o.	lies:	ihre frühere makellose
=	59	=	15	= =	=	zog
=	64	=	9	= =	=	sie statt ihn
=	—	=	12	= =	=	sie statt er
=	—	=	—	= =	=	ihr statt ihm
=	72	=	10	= =	=	Schutzlosen statt Verdächtigen
=	108	=	20	= =	=	verirrt statt variirt
=	167	=	6	= =	=	drittes statt zweites
=	244	=	19	= =	=	zwei statt drei
=	245	=	2	= =	=	Nachrichten von der Flucht des Königs, von den Gräueln in Paris

Eine Familie von 1789.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Die Zeit der Begebenheiten, welche wir dem geneigten Leser auf diesen Blättern zu erzählen uns anschicken, ist von den gewaltsamsten Leidenschaften durchtobt und von Handlungen bezeichnet worden, die eine schlummernde Welt zu Schrecken und Entsetzen wach gerufen haben. Aber nichts an Ruhe und Frieden kann dem stillen ländlichen Bilde gleich kommen, das sich dem Auge darstellt, indem wir den Vorhang vor der ersten Scene unsers Dramas in die Höhe wallen lassen.

Auf einer grünen Rasenfläche sehen wir im Vordergrunde rechts eine Linde sich erheben,

einen jener ungeheuern und prachtvollen Bäume, die in sich allein ein ganzes Waldleben zu hegen scheinen und von der üppigen, ewig treibenden Kraft der Natur strotzen, welche immer aufs Neue grüne Zweige im Lenzwinde schaukelt, während das Beste, was in uns erblüht, mit den Jahren ergilbt, absinkt und schwindet, ohne neu aufzugrünen oder zu erstehen.

In den Blättern der Linde spielen die Sonnenstrahlen mit dem Flüstern der Abendluft, und ein dichter Schwarm von Mücken steigt wie ein elastischer Ball auf und nieder, rastlos, immer gedrängt, immer so laut und lustig summend, als ob die bösen Schwalben, die oben durch die Zweige schießen, gar nicht in der Welt wären.

Hinter dem großen Baume befindet sich ein mit Sandsteinquadern eingefaßter breiter Graben voll Schilf und Wasserlinsen, zur Linken von einem schweren und massiven Bogen über-

drückt, der steinerne Pfeiler und ein offenes eisernes Gitterthor trägt. Den Hintergrund aber bildet ein hohes Gebäude, mit zwei vorschießenden niedern Flügeln. Es ist aus Ziegelsteinen aufgeführt, mit Mansardendach, breiten Essen, Vortreppen und Wappen versehen; die Mauerflächen tragen grobgehauene Sandsteinarbeiten, welche Jagdtrophäen und Ackerbauwerkzeuge darstellen; und so bildet es einen jener Adelssitze, wie man sie im Zeitalter des französischen Geschmacks aufführte und in allen Theilen Deutschlands, hauptsächlich in Westfalen und am Niederrheine in großer Menge findet. Die Balconthür über dem Haupteingange steht offen; jenseits an der Rückseite des Gebäudes müssen sich ebenfalls große Fensteröffnungen befinden, denn man sieht das Licht der niedergehenden Sonne hell und voll hindurchleuchten. Hof und Vorderseite des Gebäudes dagegen hüllen die Abendschatten ein, und nur die blaue Schiefer-

kuppel eines achteckigen umfangreichen Thurms, der sich auf der Rückseite über das Schloßdach emporhebt, ist fast ganz bedeckt von dem röthlich-goldenen Glanze des Abendroths und seiner Reflexe am östlichen Himmel. Rechts, am Ende des Daches, fällt ein mächtiges Storchennest in die Augen: ein Zögling dieser luftigen Erziehungsanstalt zeichnet sich mit seinem langen dünnen Jünglingsleibe scharf am blauen Himmel ab, wie er den Hals reckt und augenscheinlich mit großer Spannung die eifrigen Turnübungen seines einzigen Brüderleins betrachtet. Dieses hat sich auf die Mitte des Daches begeben, wo es sich vom Forst auf eine große Windfahne zu schwingen sucht; so oft aber die Füße des rastlosen Jünglings die Fahne berühren, schnellt diese, von dem Stoße getrieben, im Kreise umher, und der Turner taumelt flatternd auf den Forst zurück; trotz dem wird er nicht müde, seine fruchtlosen Anstrengungen fortzuse-

tzen und also ein belehrendes Beispiel zu bieten, daß die Kinder der Störche in ihren Anschlägen oft nicht klüger sind, als die Kinder der Menschen auch.

Nachdem wir jetzt noch einige Gruppen von italienischen Pappeln und prächtigen alten Obstbäumen dem stattlichen Herrenhause rechts und links als grüne, vollbuschige Einfassung zugegeben, ist unser Landschaftsbild fertig, und nur die Staffage fehlt noch. Diese überwölbt der Baum im Vordergrunde mit seinen fabelhaft mächtigen Aesten. Ein runder Steintisch steht neben dem Stamme, mit blendend weißem Linnen bedeckt und mit einem sehr reichlichen Abendmahle besetzt, zu welchem sich eine Versammlung der vergnügtesten Menschen eingefunden hat, die jemals eine Familie bildeten. Obenan in dem Stuhle mit mannshoher rohrgeflochtener Rückenlehne ruht der hoch- und wohlgeborene Hausherr, Seine Gnaden, der Freiherr Karl

Borromäus Guntram, Vogt zu Schwalborn auf Schwalborn und Erbherr auf Flittersdorf. Und in der That, um bei ihm anzufangen, so ließe sich auch von den scharfsinnigsten Leuten nicht leicht ein Grund erdenken, weßhalb der Freiherr von Schwalborn nicht sehr vergnügt und heiter sein sollte, besonders an diesem herrlichen Abende, so umgeben von allen den Seinen, den blühenden Sprossen seiner Familie. Er genießt erstens einer ganz vortrefflichen Gesundheit und hat noch kein einziges graues Haar, obwol er nun über fünfzig Mal schon die Generationen seines ererbten Hof=Storchennestes sich hat erneuern gesehen. Dann besitzt er ferner, wenn die Ernten nicht ganz und gar misrathen, ein völlig hinreichendes Auskommen, und endlich erfreut er sich des besten Ansehens im Lande, sämmtlicher Ehrenrechte seines Standes und der Gerichtsbarkeit über Leibeigene und Hintersassen; — mit eingeschlossen das unschätzbare Vorrecht,

alle diejenigen, welche ihm misfallen oder Verdruß machen, für eine ausreichende Anzahl von Tagen zur Beförderung der öffentlichen Sittlichkeit und gesetzlicher Ordnung in seinen Thurm einsperren lassen zu dürfen.

Seine Gnaden tragen einen grauen Rock mit breiten Aufschlägen und hohem Kragen, nach englischem Musterschnitte, wie es die Mode jener Zeit verlangt, einen stattlichen Zopf und kurze Beinkleider von blauem Manchester mit gelben Klappstiefeln, was Alles ihre ansehnliche Erscheinung zu erhöhen sich nicht wenig zweckdienlich und fördersam erweist.

Ihm gegenüber sitzt „Gnaden Mama", eine große, kräftige, gefürchtete Frau. Sie war im Grunde eine gutherzige Dame, von edeln, stark ausgebildeten, aristokratischen Zügen; aber da ihr Gemahl zuweilen, besonders in heißen Sommermonaten, wo die Landwirthschaft gerade die größte Thätigkeit in Anspruch nimmt, an einer

gewissen Scheu vor Bewegung litt und still saß, statt dem Gesinde auf die sonnigen Aecker nachzugehen, hatte die Hausfrau so oft die Zügel der Herrschaft ergreifen müssen, bis sie sich endlich vollständig daran gewöhnt das Regiment zu führen. Sie war dadurch streng, etwas laut und heftig geworden, und schon nach einigen Jahren der Ehe hatte der Freiherr es oft bereut, daß er die Sommertage zu warm, die Frühstunden zu feucht und kalt gefunden. Aber jetzt war es zu spät; die gnädige Frau stand einmal unbestritten an der Spitze des Hauswesens. Auch war sie unleugbar die kräftigste Natur in der Familie.

Bei der Einmündung von Flüssen in einen Hauptstrom kann man oft noch lange die Farbe des einen Seitenflusses im Gewässer vorherrschend finden, während ein anderer Seitenfluß sogleich im Hauptstrome verschwindet. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei den Familien.

Das Blut der einen bleibt herrschend, wenn eine Verbindung es in eine andere Familie überleitet; das der andern verschwindet spurlos. In unserm Falle war die erstere Erscheinung eingetreten; das Blut der Edeldame, in den Familienstrom der Schwalborn übergeleitet, hatte entschieden die Oberhand behalten, und aus den zwei Sprossen der Verbindung blickte deutlich das Naturel der Mutter hervor.

Diese Sprossen waren ein Sohn und eine Tochter; jener hieß Karl, diese Marianne; zwei frische, kernige, fröhliche Naturen, im Aeußern, wie gesagt, der Mutter ähnlich, wie diese große und edle Gestalten. Nur war der Sohn etwas zu rasch in die Höhe geschossen, und da er sich vornüber gebeugt hielt, so hatte er dadurch das Ansehen einer gewissen Schwächlichkeit bekommen, die er doch in der That nicht besaß, und die auch sein blühendes, etwas gebräuntes Ge-

sicht widerlegte. Dieses Gesicht war regelmäßig und schön, einer jener Typen von ovaler Bildung, Adlernase, feinem Munde und hoher Stirn, wie man sie beim norddeutschen und normännischen Adel findet. Von hellbraunen Locken umgeben, war dieser Kopf mithin ganz geeignet, den Stolz einer zärtlichen Mutter zu bilden; aber es fehlte Etwas an demselben, das freilich einen wesentlichen Bestandtheil eines gut organisirten Kopfes bildete und dessen Mangel wol im Stande war, Gnaden Mama einen großen Theil ihrer Freude beim Anblicke ihres Sohnes zu verderben. Dieser entartete Jüngling trug nämlich keinen Zopf und hatte sich darauf gesteift, sein Haar gleich einem uncultivirten Heiden gerade so zu tragen, wie Gott es ihm wachsen ließ. Daher kam es denn auch, daß man in der ganzen Gegend fast mit den Fingern auf den Ohnezopf wies, so wie man jetzt auf Denjenigen weisen würde, der einen Zopf trüge —

ein Gegensatz, worin ein belehrender Beitrag zur Philosophie der Geschichte enthalten ist.

Ist hiermit nun der wunde Fleck der Familieneintracht berührt, so freut es uns doppelt, auf einen Gegenstand übergehen zu können, der lauter Licht, Freude und Harmonie ausstrahlt. Dieser Gegenstand hat Wangen wie Milch und Blut, einen kleinen, dunkellockigen Kopf auf stolzgeschwungenem Nacken, sehr viel Muthwillen und Unternehmungsgeist und das weichste Kinderherz von der Welt. Er heißt Marianne Freifräulein von Schwalborn und ist des Hauses Stolz, Zier und Juwel. Marianne war lebhaft, rasch in ihren Bewegungen und besaß von jungfräulicher Herbheit und einer gewissen kecken Bubenhaftigkeit des Betragens gerade genug, um auf der einen Seite das Landfräulein in seiner vollsten Blüte darzustellen, auf der andern nicht in Mangel an Anmuth zu verfallen.

Neben Marianne sitzt noch eine Persönlich-

keit, eigentlich die auffallendste Erscheinung des ganzen Kreises. Es ist ein kleiner Mann mit ungewöhnlich großem Kopfe, dessen Züge breit und kräftig angelegt sind, doch ohne darum irgend eine bedeutende Wirkung, weder in Schönheit noch in Ausdruck, hervorbringen zu können. Der Mann ist eigentlich häßlich mit seinem Koboldsgesichte, aber die vorstehende Oberlippe, der Blick der großen braunen Augen deuten auf eine Gutmüthigkeit, welche auch einen noch braungelberen Teint und noch unschönere Züge vollständig aufwiegen würde. Er ist der Bruder des Gutsherrn, der Freiherr Desibodus Ehrembrecht, Domherr zu Trier, aber trotz seines geistlichen Berufs von Morgens früh bis Abends spät in einen höchst weltlichen, kurzen, grünen Jagdrock gekleidet und ein großer Jäger vor dem Herrn.

Dies ist die Familie des Freiherrn Guntram von Schwalborn, die Familie von Anno 1789,

blühend in aller unangetasteten Innigkeit und Heiterkeit, in der ganzen Heiligkeit eines ursprünglichen, naturgemäßen Verhältnisses. Sie ist froh ihrer Eintracht und ihres ansehnlichen Besitzes, und voll Vertrauen blickt sie in die Zukunft, sich anheimgebend der weisen Fügung Gottes und der Alles nicht minder unfehlbar lenkenden Fürsicht von „Gnaden Mama".

Das zu patriarchalisch froher Runde servirte Abendmahl war beendet. Wo Zerrwitz bleibt! seufzte der Domherr, der sich fortzukommen sehnte, um mit seinem Neffen Karl in die Laubgänge des Gartens zu eilen, wo er ein gestern nicht beendigtes Gespräch über das neueste Schäfer-Singspiel Georg Jacobi's zum Abschlusse bringen wollte.

Er kommt alle Tage später, sagte unwillig der Freiherr, indem er seinem Sohne den schwerbeschlagenen Meerschaum reichte, um ihn sich füllen und anzünden zu lassen.

Da ist er! rief freudig Marianne aus; Cölestine ist bei ihm!

Sie sprang auf und hüpfte ihrer Seelenfreundin entgegen, der Tochter des Erwarteten, welche mit diesem eben die Allee heraufkam.

Der Herankommende, der Hauptmann Zerrwitz, war eine seltsame Figur und in allen Dingen das Widerspiel des Freiherrn. Aber der Hauptmann und der Freiherr waren sich seit geraumer Zeit deßhalb nicht minder unentbehrlich geworden. Das Bedürfniß der Geselligkeit hatte sie an einander geknüpft, und obwol sie fast jedes Mal in Zank und Groll von einander schieden, so erwarteten sie doch täglich mit Sehnsucht die Abendstunde, welche sie zusammen zuzubringen gewohnt waren. Man konnte übrigens keine größern Gegensätze sehen. Der wohlbeleibte und behagliche Freiherr war ein Mann von feinem Schicklichkeitsgefühl und zeigte in seinem Betragen jene aristokratische Schonung

der Eigenheiten Anderer, welche im Umgange so wohlthuend ist. Der lange, hagere Hauptmann, voll Säure und Galle, von unruhiger Beweglichkeit, gefiel sich vor allen Dingen in einer höchst philosophischen Verachtung der Etiquette und guten Formen. Alle Augenblicke sah man den Freiherrn Gelegenheit bekommen, seinem Gaste gegenüber jene Kunst weisen Nichtbeachtens oder geschickten Abwendens zu üben, womit der Mann von guter Erziehung Verletzungen des Anstandes beseitigt. Aber es waren noch größere Gegensätze da: der Freiherr hatte als Officier unter der Fahne der großen, schönen Kaiserin Maria Theresia gedient, der Hauptmann seine Epauletts unter Friedrich dem Großen verdient; jener war erfüllt von den Ideen des rechtgläubigen kaiserlichen feudalen Deutschlands, dieser von den neuen Gedanken, als deren Vertreter die junge lorberdurchflochtene Krone Preußen sich erhoben hatte. Der Hauptmann,

der bürgerlicher Geburt war, hatte nur nach unzähligen, fehlgeschlagenen Anstrengungen, nach einer Menge Uebergehungen und Zurücksetzungen, nur durch die Beweise der außerordentlichsten Tapferkeit sich unter so viel adeligen Mitbewerbern Bahn brechen können, um zu seinem jetzigen bescheidenen Grade zu gelangen. Er haßte deßhalb den Adel. Der Freiherr haßte die Preußen mit all dem Hasse, den das katholische Deutschland damals gegen sie hegte. So standen sie sich gegenüber, ein Oesterreicher und ein Preuße, ein Ghibelline und ein Welfe, ein Rechtgläubiger und ein Ketzer, ein Baron und ein Bürgerlicher — und doch ließen sie nicht von einander. Der Hauptmann hatte durch seine verstorbene Frau ein kleines Gut in der Nachbarschaft geerbt, und da ihn dies, nachdem er den Abschied erhalten, an die Gegend fesselte, so war er ganz allein auf den Umgang mit dem Freiherrn angewiesen. Dieser aber fand in dem

Hauptmanne den einzigen Menschen in der Nachbarschaft, der ihn verstand, wenn er ihm, trotz eines Kreuzfeuers von lebhaftestem Widerspruche, die ewig denkwürdigen Züge und Großthaten des alten Feldmarschalls Laudon beschrieb und auseinandersetzte, mit wie viel Heldenruhm sich die Truppen Oesterreichs im siebenjährigen Kriege bedeckt.

Was sein Aeußeres angeht, so hatte der Hauptmann eine kurze und stumpfe Nase, ein rundes Gesicht mit etwas vortretenden Backenknochen, schmale graue Augen und einen großen blonden Schnurrbart. Das röthliche Haar war mit Puder bedeckt und in einen mächtigen Zopf geflochten, der just so steif und gerade herabhing, wie sein Besitzer sich aufrecht hielt, in seiner engen Uniform mit silbernen Galons, kurzen hechtgrauen Beinkleidern und hohen schwarzen Gamaschen. Nach der Physiognomie und den Namen zu urtheilen, könnten wir also

den oben angeführten Gegensätzen in den beiden alten Herren auch noch den des slawischen und des deutschen Bluts hinzufügen.

Der Hauptmann setzte sich, ohne eine Einladung abzuwarten, neben den Freiherrn und legte seinen dreieckigen Hut auf den Tisch; dann zog er ein Zeitungsblatt hervor, auf welchem er eine Stelle mit Rothstift bezeichnet hatte, und schob es mit einem schadenfrohen Lächeln dem Herrn von Schwalborn hin. Während dieser sich darin vertiefte, schlugen die beiden Mädchen den Weg nach dem Schloßgarten ein; der Domherr aber erhob sich, nahm seinen Neffen unter den Arm und folgte mit ihm den beiden anmuthigen, leicht dahinschwebenden Gestalten.

Zerrwitz hatte sein Kinn in die Hand gestützt und sah mit funkelnden Augen auf den lesenden Freiherrn. Als dieser zu Ende war, fragte er schadenfroh lachend: Nun, was sagen Sie, Herr von Schwalborn?

Der Freiherr zuckte die Achseln.

Wieder einmal ein tüchtiger Hieb an den Stamm verruchter Vorurtheile!

Ja ja, noch einige Hiebe der Art, und der Stamm fällt — aber hoffentlich den sinnverwirrten Menschen, die ihn niederreißen, auf den Schädel.

Ah, pah, hat nichts zu sagen, nur immer zu! rief der Hauptmann lachend, indem er eine kräftige Bewegung mit seiner gebräunten Faust machte.

Der Freiherr, dessen Seele schmerzlich von der Nachricht bewegt war, die er eben gelesen, fand dieses Lachen und diese Bewegung im höchsten Grade roh und plebejisch; aber er antwortete mit seiner frühern Milde: Sie freuen sich über die Schläge, mit welchen die Jacobiner den Adel ausrotten wollen; geben Sie Acht, nächstens werden wir sie dieselben Schläge gegen die Kirche und die Religion führen sehen!

Nun, meinethalb — wenn sie ihren alten katholischen Götzendienst abschaffen — das wird auch nichts schaden! Dann werden sie alle lutherisch in Frankreich, und ich wüßte nicht, was sie Besseres thun könnten! Wenn sie gescheit sind, berufen sie sich den Wöllner ins Land, der bringt ihnen das mit Edicten in die schönste Ordnung! Seine königliche Majestät — der Hauptmann lüftete den Hut — leiht ihn gern her, wenn es ein solches gutes Werk gilt!

Der Freiherr zuckte wieder die Achseln; der Hauptmann strich sich vergnügt den fuchsigen Schnurrbart.

Es wird wahrscheinlich ganz anders kommen, sagte Herr von Schwalborn resignirt. Nach dem Adel und der Kirche wird man den Thron umstürzen!

Den Thron! schrie lachend Zerrwitz. Gott behüte uns — wie können Sie von den Leuten solchen Unsinn denken! Möchte doch sehen, wie

solch ein Volk von Schwerenöthern ohne einen König auskommen könnte!

Mein lieber Herr von Zerrwitz, die Sachen sind weit ernster, als Sie denken. Es werden Tage kommen, wo Sie sich nicht mehr so schadenfroh die Hände reiben werden! Diese Bewegung in Frankreich wird nicht enden, sobald einige, wenn Sie wollen, Verbesserungen der alten Verfassung hergestellt sind: nein, nein, die ganze Mauer stürzt zusammen, aus welcher man einige schadhaft gewordene Steine ohne Gefahr herausziehen zu können glaubt! Und dann stürzt mehr, dann stürzt eine halbe Welt Frankreich, dem alten ritterlichen Frankreich Ludwig's XIV. und Heinrich's IV. nach!

Nämlich das liebe heilige römische Reich — Gott steh' ihm in seinem Sterbestündlein bei! versetzte Zerrwitz, ungerührt von den düstern Voraussagungen des Freiherrn.

Ja, so denkt Ihr Leute von den öden Ufern der

Havel und Spree — Ihr habt Euer Erbtheil in harten Thalern eingesackt, und nun kümmert Ihr Euch nicht, wie der edle Hausrath Eurer Aeltern zu Grunde geht, wie der Ehrenbecher, aus dem Euer Vater an Feiertagen trank, zum Juden wandert, der Trödler des Gebetbuchs Eurer Mutter sich bemächtigt und den Schild Eurer Ahnen ein Plebejer als altes Eisen ersteigert.

Der Hauptmann Zerrwitz sah bei diesem sentimentalen Ausfall den Freiherrn mit Augen an, die von innerlichem Vergnügen leuchteten.

Das ist wahr! um Gebetbücher und alte Schilde mit dem jammervollen Thiere, dem zweiköpfigen Adler darauf, hat sich der alte Fritz verdammt wenig gekümmert: aber dafür hat er ein neues blankes Haus gebaut, ein Haus wie Stahl so fest.

Wir wollen darüber nicht streiten. Wir betrachten die Welt mit zu verschiedenen Augen.

Ich glaube an die Festigkeit eines solchen Baues nicht, wenn der Bauherr dabei nicht an Gott gedacht und irgend einen Gottesgedanken in den Grund eingemauert hat. Das hat weder Euer· Albrecht von Brandenburg, der dem deutschen Orden Preußen stahl, noch der „große Kurfürst", der allerdings ein respectabler Mann war, aber am Ende auch das Reich verrieth, noch der sogenannte alte Fritz, diese widerwärtige Persönlichkeit, dessen atheistischer Materialismus die Kleinheit seiner Seele, dessen Despotismus die Schlechtigkeit seines Herzens beweist und der dem Hause Oesterreich unter jammervollem Vorwand das schöne Schlesien wie ein Räuber fortnahm —

Herr! rief Zerrwitz aus und schlug zornig mit der Faust auf den Tisch —

Nehmen Sie sich in Acht, Herr Hauptmann, unterbrach mit kaltblütiger Freundlichkeit Frau von Schwalborn — es ist eine Steinplatte!

Beschimpfen Sie mir den alten Fritz nicht! fuhr der Hauptmann mit rothglühendem Gesicht fort: hat Ihr Oesterreich —

Ich rede nicht von Oesterreich: obwol ich Ihnen gern gestehe, daß mir das blühend reiche Land mit seinen Alpen, seinen Strömen, mit seinen malerischen Völkerschaften, mit seinem Wien, wo der Türke und der Spanier, der Böhme und der Sicilianer sich begegnen, daß mir dies Oesterreich lieber ist als Ihre Havelsteppen. Aber wir reden von etwas Anderm. Sie spotten Deutschlands, des Reichs, und ich wollte Ihnen sagen, daß eine Stunde kommen wird —

Wo das liebe römische Reich sich in seiner Noth auf die Strümpfe macht und um Hülfe in die Havelsteppen wallfahrten geht, um nicht ganz aufgezehrt zu werden, sagte Zerrwitz.

Der Freiherr schüttelte den Kopf.

Es wird anders kommen, als Sie, anders, als wir Beide denken. Das Reich ist in trau-

rigen Verhältnissen, das ist wahr. Aber auch Preußen ist eine Bildsäule mit thönernen Füßen. Es fehlt ihm die innere Nothwendigkeit. Deutschland — das ist das Schiedsrichterthum der Nationen: das ist der Geistesbronnen, zu dem die europäischen Völker trinken kommen; das ist das Herz Europas, das ist der Muth und das Gemüth zu gleicher Zeit. Nun frag' ich Sie, wenn Ihr Preußen zu stolz seid, an einer solchen Völkerexistenz Theil zu nehmen, was bleibt für Euch als Idee, was bleibt als ideale Basis für eine preußische Weltmacht übrig? Antworten Sie mir, Böotier, der Sie zu stolz sind, ein Grieche sein zu wollen.

Der Hauptmann Zerrwitz, auf den dieser politische Transscendentalismus einen sehr komischen Eindruck machte, begnügte sich damit, den Freiherrn lächelnd anzusehen und dabei spöttisch mit den Augen zu zwinkern.

Ich will Ihnen eine Antwort sagen, fuhr

der Freiherr fort: Seit uns die Franzosen und Schweden den westfälischen Frieden gemacht haben, ist Deutschland jämmerlich verkommen. Niemand weiß, wer Koch und wer Kellner im Reiche, Niemand weiß zu gehorchen, Niemand weiß im rechten Augenblick zu gebieten. In dieser Auflösung hat der Herrgott eingesehen, daß wir neu geschult werden müssen, daß uns ein Schulmeister noth thue, und da hat er uns dies Preußen geschickt: Ordnung, genaue Rechnung, exacte und ehrliche Buchführung in Verwaltung und Steuerwesen, vor Allem aber Gehorsam, Ordre pariren, militairische Subordination, das lehrt uns dieser Schulmeister, und dafür müssen wir ihm dankbar sein. Weßhalb sollen wir uns wundern, daß ein Schulmeister ein Schulmeister ist — daß er sich im süßen Gefühl schaukelt, Alles besser zu wissen als wir? Auch daß er eine dürftige und poesielose Natur hat, dürfen wir ihm nicht vorwer-

sen. Hätte er Verständniß für den Aufschwung genialer Naturen, streifte sein Auge hinüber über die Schranken seines Horizonts, über die Klugheit und die Kritik hinaus, in die Regionen, wo das Recht der schaffenden Göttlichkeit im Menschen beginnt — dann würde sein Sinn beirrt, seine Entschlossenheit wankend gemacht und seine Energie erlahmte bei der eisern consequenten Durchführung seines Lebensberufes, die sein Verdienst und seinen Ruhm bildet. Aber einst wird der Tag kommen, wo Deutschland Ordnung und Gehorsam gelernt hat, wo es der Schule entwachsen ist. Dann ist die Aufgabe Preußens erfüllt, und von diesem Augenblick an wird sein Traum aufhören müssen, eine außerhalb des Reichs bedeutungsvolle Weltstellung einnehmen zu können.

Ha, ha, ha! lachte Zerrwitz. Also Sie räumen doch ein, daß alle Andern gegen Preußen nur Kinder sind und daß sie von

Preußen in die Schule genommen werden müssen!

Der Frau von Schwalborn, die bis jetzt dieser Debatte schweigend zugehört hatte, waren die Expectorationen ihres Gemahls in hohem Grade unangenehm. Nicht daß sie anderer Meinung gewesen wäre; aber sie hatte das peinliche Gefühl, welches man empfindet, wenn man tiefer aus dem Gemüth geschöpfte Auffassungen oder die Ueberzeugungen, welche überlegene Bildung und Geisteshöhe geben, wider die trivialen Meinungen der Alltäglichkeit vertheidigen hört und, wie immer, im Kampf mit der unzertrennlichen Suffisance der letztern unterliegen sieht. Frau von Schwalborn unterbrach deßhalb das Gespräch und sagte mit scharfer, gebieterischer Betonung: Wollt Ihr nicht zu spielen anfangen, lieber Mann?

Man griff zu den Karten und begann Tarok zu spielen.

Während der Hauptmann mischte, sagte Frau von Schwalborn zu ihrem Manne: Bestelle doch die Zeitung ab, man muß sich den Aerger aus dem Hause halten! — —

Sehen wir uns unterdeß, während die alten Herren in die Wechselfälle ihres Spiels vertieft sind, nach Karl und seinem Oheim um.

Du findest es unrecht, lieber Karl, sagte der Domherr, als sie über die kiesbestreuten Pfade des Gartens dahinwandelten — du findest es unrecht, daß der Königssohn in unserm Stücke nicht den angenommenen Gewohnheiten treu bleibt, sondern den Schäferstab fortwirft, um das ihm heimgefallene Scepter seines gestorbenen Vaters zu ergreifen.

In der That, lieber Oheim, halte ich es für unrecht, daß er in eine Sphäre zurückkehrt, wohin ihm Chloe nicht folgen kann, da er ihr doch ewige Treue geschworen hat.

O, lieber Karl, wie verkehrt urtheilst du da!

Wenn wir die Schranken, welche sich unserm Glück widersetzen, durchbrechen, die Verhältnisse, welche den Wünschen unsers Herzens entgegentreten, verhöhnen wollten, woher sollten wir dann noch die süßen Gefühle der Wehmuth oder das Bewußtsein der Entsagung nehmen, welche uns so nöthig sind, um uns selbst als edle, bessere Menschen zu fühlen?

Sollte es in Alexis das Bedürfniß der Entsagung sein, was ihn Chloe verlassen und einen Thron suchen heißt?

Gewiß — ganz gewiß; es ist die holde Schwärmerei seiner Seele, die ihn drängt, unter dem Purpurmantel ein Leben voll Wehmuth und Entsagung zu suchen. Gewiß, inmitten seines Glanzes und übersättigt von der Herrlichkeit, die ihn umgibt, wird er träumerisch die Verse Matthisson's sprechen:

Mich lockt zum Wiesenplane
Der Mädchen Abendreih'n,

Mich reizt im leichten Kahne
Des Vollmonds milder Schein;
Mich labt der Weste Fächeln
Am Hainquell; mich entzückt
Ein Veilchen, das mit Lächeln
Mir die Erwählte pflückt! —

und er wird weinen, daß er das Paradies des Dichters verloren hat.

Der Domherr war stehen geblieben, und der kräftige, jagd- und wettergebräunte Mann hatte sich in die anmuthigste Stellung geworfen, seinem muskulösen Arme eine graziöse Biegung gegeben und die behaarte Rechte leichte, graziöse Bewegungen machen lassen, während er die Verse flötete. Es war ein lächerlicher Anblick. Aber Karl lachte nicht. Er war ein guter Junge, und der liebe Gott hatte ihm die größte aller Gnaden beschert: er hatte alle kritische Anlage von ihm fern gehalten. Die Gebildeten jener Zeit hielten nun einmal die Unnatur und die Heuchelei der Empfindung, wenn

sie in recht anmuthiger Wendung und möglichst zierlich verblümelt auftrat, für Poesie. Karl hatte das von dem Onkel als Tradition überkommen und war in dem Alter, wo der Schein blendet. Jene anmuthigen Poeten im Bänderschuh und Strohhut schienen ihm Götter. Er wußte nicht, wie viel Roheit oft hinter ihren süßen Tändeleien sich barg. So nahm er denn des Onkels Kunstansicht für den Canon wahrer Aesthetik, und nur in Einem Punkte lehnte sich sein Naturell wider diesen auf. Der Domherr war nämlich auch darin von den künstlerischen Begriffen seiner Zeit durchtränkt, daß er ältere Baukunst befehdete; die gothische vorzüglich war ein Greuel in seinen Augen, und er hatte längst einen detaillirten Plan entworfen, den Kölner Dom auf den Abbruch zu verkaufen, um aus dem Erlös einen neuen geschmackvollen Tempel aufzuführen. Dieser sollte in demselben reinen und idealen Kunststyle erstehen wie die Tempel

der Liebe und Freundschaft, die man zwischen Rosen und Vergißmeinnicht mit Wasserfarben in Stammbücher junger Mädchen gemalt findet. Hier widersetzte sich Karl; er konnte zwar gegen die Gründe des Onkels nicht aufkommen, aber sein Herz, das für die hohen Schöpfungen seiner Väter schlug, wollte sich nicht beschwichtigen lassen.

So lassen Sie mir wenigstens meine geschmacklosen Steinhaufen, wie Sie sie nennen, lieber Onkel, da sie doch nun einmal da sind; lassen Sie sie mir, wenn auch nur zur Vergleichung, wie schön sich Ihre Tempel dagegen ausnehmen; machen Sie daraus die Prügelknaben Ihrer ästhetischen Unterrichtsstunden!

Karl sprach dies mit erhobener Stimme, denn er sah durch dunkelgrüne Zweige das helle Kleid der Tochter des Hauptmanns schimmern, welche jenseits der Taxuswand neben seiner Schwester vorbeischritt. Er hätte ums Leben

gern gehabt, daß Cölestine ihn gehört. Aber die beiden jungen Mädchen schienen ganz in ihr Gespräch versunken. Sie hatten eine vergötternde Freundschaft, eines jener über Grab und Tod hinaus berechneten Seelenbündnisse geschlossen, wie es die schwärmerisch angeregten Gemüther jener Tage liebten, umflochten von Immergrün, überschattet von düster rauschenden Cypressenzweigen. In diesem Verhältniß war Cölestine die Gebende, Marianne, die zu ihrer Freundin wie zu einem Wesen höherer Art hinaufblickte, die Empfangende. Die Letztere war ein einfaches Naturkind, sich der Freundin hingebend im Liebesbedürfniß ihrer achtzehn Jahre, von dieser fortgerissen in Schwärmereien, welche ihrem Innern eigentlich fremd waren und denen sie doch, soweit nur die kleinen Kräfte ihres Gefühls reichten, nachhing. Es war das jene Heuchelei der Liebe, welche aus Gutmüthigkeit Empfindungen zu theilen sich bestrebt und

unterdeß vorläufig auch zu theilen vorgibt, weil es dem Andern darin heimisch ist. Cölestine dagegen hatte seit je einen großen Schwung des Geistes besessen; es schlummerten kühne Gedanken in ihr, welche nur die strenge Zucht des Vaters und die Landeinsamkeit, die alle geistige Anregung ausschloß, nicht aufkommen ließen. Cölestine war auch die Schönere von Beiden; ihre feingezeichnete gerade Nase, das Oval ihres etwas zu blassen Gesichts waren von auffallender Schönheit und ihre runde schmale Stirn von wahrhaft classischer Vollendung. Und doch war es nicht unmöglich, daß Marianne bei der ersten Begegnung einen vortheilhaftern Eindruck gemacht hätte als Cölestine. Eine gewisse Sicherheit des Auftretens, welche das Bewußtsein des Ranges gibt, eine kecke Frische der Anschauung und des Ausdrucks hatte das adelige Fräulein vor ihrer Freundin voraus, und Cölestine war nur zu oft im Stande, das Herz-

gewinnende ihrer Erscheinung mit einem Anzuge zu verderben, der durch ungeschickte Wahl der Farben allen Regeln des Geschmacks Hohn sprach; und da ihr inneres geistiges Leben nur in Büchern Nahrung gefunden, hatte sie sich angewöhnt, so regelmäßig und wählerisch zu sprechen wie diese Bücher selbst, was ihr den Schein eines anspruchsvollen Wesens gab, das sie in der That nicht besaß. Die selbsterworbene Bildung tritt freilich immer anspruchsvoller auf als jene, die durch unsere Herkunft und Erziehung natürlich in uns aufwächst; mag jene gründlicher und verdienstlicher sein, so wird diese doch immer den Vorzug voraus haben, daß sie als etwas sich von selbst Verstehendes und Unbewußtes sich darbietet.

Die beiden Mädchen unterhielten sich sehr eifrig.

Nein, das kann ich dir nicht einräumen, Cölestine, sagte Marianne, indem sie mit äußerst

wichtiger Miene ihr Lockenköpfchen schüttelte; wir Frauen werden immer von den Männern als die kleine Schaluppe betrachtet werden, die von ihrem stolzen Kriegsschiffe nachgezogen wird und nur im Falle der Noth die Ehre hat, von ihnen als Rettungsboot benutzt zu werden, wenn ihre Gefühle, ihre ehrgeizigen Bestrebungen im Kampfe mit der Welt Schiffbruch leiden.

Glaubst du? Ich weiß nicht, ob die Zukunft uns nicht ein anderes Loos anweist. Es hat sich eine seltsame Bewegung, eine geistige Gährung unsers Planeten bemächtigt....

Ja freilich, fiel Marianne ein, wenn ich meinen Vater und den deinen zusammen disputiren und kannegießern höre, dann kommt es mir vor, als ob die Menschen ihre alten Möbel verschlissen hätten und sich durchaus eine ganz neue Einrichtung in ihren Stuben machen wollten!

Ja, das ist in der That wahr, und ich

glaube, es ist an uns, mitzurathen und uns zu regen, damit...

Damit unsere kleinen zierlichen Nähtischchen neben ihren langweiligen Actentafeln in Eine und dieselbe Linie gerückt werden?

Damit unser Geschlecht nicht wieder in das alte dienende Verhältniß gesetzt werde, wo ihm die Entwickelung seiner geistigen Anlagen verkümmert wird und ein enger Kreis alltäglicher Gefühle vorgeschrieben ist, über den es bei Strafe der Ketzerei nicht hinausreichen soll!

Ist die Welt des Gefühls nicht die unsere? Sind wir zu Thaten berufen?

Wenn nicht zu Thaten, doch zu Gedanken. Und würdest du nicht innere Entwickelungen, Siege, Selbstbefreiungen des Gemüths nach innern Kämpfen, nicht auch Thaten nennen?

Ich weiß nicht mehr, was ich dir antworten soll, Cölestine; du wirst wol, wie immer, Recht haben! —

Mit solchen Gesprächen plauderten die Gruppen von Personen, die wir dem Leser vorgeführt haben, den lauen Lenzesabend fort. So friedlich das Bild, welches wir vor seinen Augen entrollten, so unbewegt und mild die weiche Luft, die über demselben liegt, so zittern doch gewisse Schwingungen darin nach, die von einem wild bewegten Mittelpunkte entfesselter Gedanken und empörter Kräfte bis in diese entlegene Landeinsamkeit gedrungen sind. Während der Hauptmann sich der Axthiebe freut, welche jacobinische Hände gegen den alten Stammbaum feudaler Herrlichkeit führen, will Karl die Rechte einer schönen, von Leidenschaft ergriffenen Innerlichkeit im Conflict mit dem äußern Beruf triumphirend wissen; Cölestine aber fodert von der Bewegung, in welche die Geister der Zeitgenossen gerathen sind, eine andere Stellung des Weibes in der Gesellschaft... Bescheidene, milde Wünsche! Wie alt mußte die Welt

werden, um den Muth zu fassen, sie auszusprechen! Und wie rasch ward dann der Sprung gemacht zu der Zeit, die mit mächtigem Verlangen kriegerisch an alle Thore der verschlossenen Burgen schlägt, von denen herab die lachenden Erben der Geschichte ihre Unterthanen beherrschen!

Zweites Kapitel.

Am folgenden Morgen finden wir unsere Familie um den Frühstückstisch versammelt, der in einem großen Zimmer des Erdgeschosses von Haus Schwalborn stand. Die Fenster, welche nach dem Garten hinausgingen, waren von den Wipfeln der nächsten Obstbäume vor den Strahlen der Sonne geschützt, und der Raum hatte dadurch etwas Schattiges und Düsteres bekommen. Dunkles Holzgetäfel erhöhte diesen Eindruck. An den Wänden umher hingen die Bilder der Vorfahren, Physiognomien ohne große Bedeutung, anständige Gesichter ehrenwerther Leute, in deren Zügen weder große Leidenschaf-

ten noch große Schicksale sich aussprachen. Nur Ein Bild machte eine Ausnahme dies stellte eine Klosterfrau dar, deren blasses, sanftes Gesicht mit einem Ausdruck von Melancholie aus der Stirnbinde und den Linonfalten hervorsah, daß es Einem das innerste Herz rührte. Neben ihrem Bilde hing sonderbarer Weise ein anderes, augenscheinlich von gleicher Hand gemalt und in gleichen Rahmen gefaßt, das einen stattlichen, derben, keckblickenden Bauer darstellte. Wie dieses Plebejergesicht in der Ahnengalerie des freiherrlichen Hauses Schwalborn Aufnahme gefunden, ist ein Räthsel, dessen Lösung wir erst von der Zukunft erwarten können.

Die Gesellschaft war auffallend still heute, beinahe gedrückt. Gnaden Mama hatte sich am Abend zuvor mit dem Verwalter gezankt, und demzufolge war ihre gefältelte Nachthaube noch diesen Morgen weit tiefer über das linke Ohr gezogen als über das rechte, — ein Umstand,

der allen Hausbewohnern einen unerfreulichen Eindruck machte, denn er deutete auf stürmische Witterung. Der Freiherr von Schwalborn grübelte über die roth angestrichene Stelle des Reichspostreiters nach, welche der Hauptmann am Abend zuvor ihm mitgetheilt hatte; und diese Stelle enthielt genug, um einen ruhigen Mann von gesunden Grundsätzen ärgerlich zu machen. Ja, ja, es gingen Dinge in der Welt vor, welche Guntram von Schwalborn durchaus nicht gefielen; der Hexentanz der „Vernunft" in Frankreich wirbelte in immer weitern Kreisen umher und kam somit näher und näher. Am stillsten war der Domherr; dem war immer, als hätte er ein schlechtes Gewissen, wenn die gestrenge Dame verdrießlich war, und er vermied es, seine Schwägerin anzusehen. Aber desto aufmerksamer war er für ihre Bedürfnisse; er schob ihr bald die Butterdose aus Meißner Porzellan zu, bald hielt er ihr mit graziösem

Lächeln die silberne Zuckerschale hin, — kleine Dienste, an welche Karl heute seltsamer Weise gar nicht dachte; mit Karl mußte überhaupt etwas vorgegangen sein; er hatte am Abend zuvor Cölestinen nach Hause begleitet — war zwischen Beiden etwas vorgefallen? Marianne, die allein um seinen Ritterdienst wußte, sah ihn forschend an. Er war blaß, war zerstreut und ließ endlich gar den Deckel der Milchkanne auf seine Tasse fallen, daß der Henkel derselben abbrach und die dicken Kaffeetropfen auf Mariannens lilaseidenes Fichu spritzten.

Du bist heute sehr ungeschickt, Karl! sagte seine Mutter unwillig.

Es ist nur der Henkel, Gnaden Mama.

Eine Tasse ohne Henkel ist, was ein Mensch ohne Zopf, lieber Karl. Marianne, wirf die Tasse in den Schloßgraben.

Marianne ging, um zu gehorchen, und Karl entfernte sich, ohne sein Frühstück zu beenden.

Trotzkopf! sagte Frau von Schwalborn entrüstet. Da geht er. Was hat der Junge? Guntram, du solltest solch ein Betragen nicht dulden.

Was meinst du, liebe Agnes?

Ich meine, daß die Jugend von heute immer mehr ausartet. Hast du den Lambert Kersting neulich im Sonntagsstaat in der Pfarrkirche gesehen? Geputzt wie ein Zierbengel aus der Stadt. Weiße Weste, silbergrauen Frack, zwei Uhren, ganz wie der ärgste Muscadin.

Das ist ein toller Bursch! sagte der Domherr; er hat sich den schwarzen Hengst, den der alte Kersting großgezogen, zum Reitpferde dressirt, daß es eine Lust ist, die beiden Wildfänge zu sehen; man weiß nicht, wer toller, der Schwarze oder der Blondkopf.

Ich glaube in der That, Sie haben noch Ihre Freude daran, mon frère!

O keineswegs, keineswegs, Frau Schwester!

Du solltest dem Ding ein Ende machen, Guntram.

Ach, laß doch den Bauerburschen sich seines Lebens freuen, antwortete der Freiherr.

Das nennst du, sich seines Lebens freuen?! Den Herrn machen, über seinen Stand hinaus wollen, das Volk mit seinem Beispiel verderben, nach der neuen Weise tanzen, welche die tolle hirnwüthige Canaille in Frankreich aufspielt — Gnaden Mama wurde immer heftiger —, nein, das soll ein Ende haben, das dulde ich auf unsern Gütern nicht! Bitte, Herr Bruder, ziehen Sie die Klingel.

Was willst du thun, Agnes?

Den Verwalter kommen lassen. Der hochmüthige Bauerbursche soll unterducken. Du wirst ihn auffodern lassen, sein Dienstjahr anzutreten.

Liebe Masoeur! sagte der Domherr erschrocken. — Agnes, warf der Freiherr ein, ich

würde dir rathen, dies erst näher zu überlegen. Wir haben seit zwei Generationen nicht mehr unser Recht auf die Kinder des Schulzen geltend gemacht!

So wird es desto eher Zeit, daß wir es thun, damit dieses Recht nicht durch Verjährung verloren gehe!

Wir haben Verpflichtungen gegen die Familie, sagte der Freiherr Guntram von Schwalborn seufzend, und indem er auf das Bild des Bauers deutete, fügte er hinzu: Der Alte dort war ein Ehrenmann!

Ehrenmann hin, Ehrenmann her! eiferte Gnaden Mama — sollen wir deßhalb seinen Enkel einen Lump werden lassen?

Es ist mir nicht Alles klar in unsern Verhältnissen zu dieser Bauerfamilie; für alle Fälle meine ich, wir sollten die Leute nicht reizen!

Die gestrenge Hausfrau hatte auf solche Warnungen keine andere Antwort als den Aus-

ruf: Einfältiges Geschwätz! und dann wandte sie sich zu dem unterdeß erschienenen Verwalter mit dem Auftrage:

Gehe Er noch diesen Morgen zum Schulzen Kersting; suche Er den Lambert auf und sage Er ihm, am Ersten folgenden Monats soll er sein Knechtjahr auf unserm Hofe antreten, und wenn er nicht komme, werde man ihn holen lassen.

Der Verwalter machte ein verwundertes Gesicht und blickte auf den gnädigen Herrn und den Domherrn hinüber. Dieser zog die Achseln und jener blies eine Wolke blauen Rauchs aus seinem Meerschaum auf. So nahm er schweigend seinen Rückzug, draußen aber murmelte er: Lambertule, Lambertule, was wirst du sagen — quid dices! Das heiße ich eine saure Botschaft tragen!

Der Verwalter war ein Mann, der seine Schule durchgemacht und in dem ein gewisser

kaustischer Witz, ein trockner Humor sich entwickelt hatte. In jenen Tagen der guten alten Zeit gab es der Verhältnisse, Dinge und Vorgänge wahrlich genug, an denen ein Mann von gesundem Sinn, den der Zufall außerhalb dieser Verhältnisse und Vorgänge gesetzt, zum lachenden Philosophen werden konnte. Das war denn unser Verwalter, Herr Benedict Tafelmacher hieß er, auch geworden. Er lächelte fast immer, und heute lächelte er ganz besonders, als er sich den alten hochbeinigen Fuchs satteln ließ und unterdeß die großen verzinnten Sporen anschnallte, um den Befehl der gnädigen Frau auszurichten; einen mächtigen Regenschirm unter dem Arm, ein dreieckiges Hütlein auf den wohlfrisirten Locken, saß er dann auf und trabte zum Hofthore hinaus.

Der Bauer wird die Köpfe zusammenstecken, der Bauer wird in einige Gährung gerathen, sagte er für sich hin, während der alte Fuchs

in seinen gewohnten kurzen Trab fiel, den keine Göttermacht beschleunigt hätte. Nun, schadet gar nichts, schadet durchaus nicht. Der Bauer muß gezwickt werden, sonst sticht er. Rusticus ungentem pungit, pungentem ungit, das ist ein altes Sprüchwort. Aber den Botenlohn, den ich mir verdiene, gebe ich für minder als eines Hellers Werth dahin!

Der Domherr hatte sich unterdeß auf sein Zimmer zurückgezogen; Karl suchte ihn hier auf und warf sich in einen Lehnstuhl am Fenster, während er seine Füße auf den Rücken eines großen braunen Wolfshundes von vorzüglicher Schönheit legte. Der Domherr nahm eine Filetarbeit, in welcher er eine leichte Jagdtasche strickte. Was hast du, lieber Karl? Du bist so düster, sagte er, als sein Neffe fortwährend stumm blieb.

Ich bin unglücklich.

Unglücklich? Wie leicht die Jugend dieses

Wort ausspricht! Weißt du denn, was Unglück ist? O nein. Deine frischen Augen haben noch nicht in den Abgrund geblickt, den die Erfahrung uns Aelteren unter dem Boden unserer Existenz ausgehöhlt zeigt. Du ahnst das Leid nicht, das auf beiden Seiten unsern Lebensweg umgibt. Du weißt nicht, wie viel Wehe und Elend der Mensch zu dulden hat — oft nur um verjährter, eingewurzelter Vorurtheile willen, die den Fittich des aufstrebenden Genius lähmen, die Begeisterung eines thatkräftigen, edeln Willens in Fesseln schlagen und das Herz vom Herzen reißen!

Karl sprang bei diesen Worten auf und ergriff die Rechte seines Oheims. Mein Gott, Onkel, das sagen Sie? O, wie wahr, wie wahr ist, was Sie sagen!

Was hast du, Karl? Ich erschrecke dich, indem ich dir Dinge schildere, von denen dein junges, harmloses Herz keine Ahnung hatte —

ja, es ist so, leider ist es so — die süßesten, erhebendsten, die herrlichsten Gefühle des menschlichen Herzens müssen brechen an Schranken, welche doch eigentlich nur die Willkür aufgerichtet hat. Der Schlendrian einer harten, blinden, dummen oder eigensüchtigen Scheinmoral hat sich zum Richter aufgeworfen und verdammt sie als dem Katechismus eines längst nicht mehr gültigen Gesellschaftsdogmas zuwider.

Der Domherr war warm geworden. Wer weiß, welche Erinnerungen aus jüngern Tagen sein Herz schwellen machten, als er so sprach! Wie sollte er, der Verehrer einer süßlich tändelnden Poesie, auch stets unempfindlich gewesen sein gegen die romantischen Empfindungen des Herzens, welche diese Poesie in jeder Zeile hauchte und auf welche er beim frühen Eintritt in seinen Stand hatte für ewig Verzicht leisten müssen!

Aber seine Aufregung kam bei weitem nicht

der Karl's gleich. Mit hochgeröthetem Gesicht hatte er des Oheims Hand gedrückt, während dieser sprach, und jetzt warf er sich schluchzend an seine Brust und sagte: Oheim — mein theurer Oheim — verzeihen Sie mir, daß ich auch Ihnen mistraute, auch gegen Sie mein Herz verschloß!

Karl — Junge — um Gottes willen, was ist dir?

Ich will es Ihnen sagen, versetzte Karl, sich fassend, ich will Ihnen Alles sagen, denn ich sehe ja, Sie werden mich verstehen, mich mit meiner Leidenschaft unter Ihren Schutz nehmen!

Leidenschaft? Schutz nehmen? Was soll das heißen?

Hören Sie, Onkel. Ich liebe. Ich hege eine Leidenschaft, die zugleich zu heftig und zu hoffnungslos ist, um mir nicht in die Tiefen meiner Seele den brennendsten Schmerz zu senken.

Ha — und wen, Unglücklicher?

Ich liebe Cölestinen!

Der Domherr fuhr aus seinem Sessel auf, und indem er beide Hände auf die Schultern Karl's legte, sagte er heftig: Karl, Karl! was muß ich von dir hören! Du? Cölestine? Eine Bürgerliche ohne Herkunft — eine Protestantin? Gott im Himmel! Unglücklicher Mensch! Wie kannst du einer solchen ruchlosen Thorheit dich hingeben?

Oheim — das sagen Sie mir? und eben noch sagten Sie...

Ei, was ich eben sagte, darauf kommt es nicht an — das war im Allgemeinen gesagt — ich dachte an ganz andere Fälle — du wirst doch nicht glauben, ich würde damit eine Verbindung gutheißen zwischen dem Reichsfreiherrn von Schwalborn und einer Zerrwitz?

Der Domherr legte eine besondere verächtliche Betonung auf den plebejischen Namen.

Karl warf sich in die Sophaecke und verhüllte sein Gesicht mit den Händen.

Herr des Himmels — wenn das deine Mutter erführe! stammelte der Domherr und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten, indem er in höchster Beklommenheit an den Nägeln kaute. Was ihn beängstigte, war nicht allein eine scenenreiche, allen Frieden des Hauses scheuchende Zukunft, in welche Karl's Geständniß ihn blicken ließ; es waren auch schmerzliche Gedanken an die eigne Verantwortlichkeit. Wie — so würden diese Gedanken, in Worte gefaßt, etwa gelautet haben — wie würde es dir ergehen, armer Desibodus Ehrembrecht, wenn Gnaden Mama wüßte, auf welche Pfade du ihren Sohn und Stammhalter gebracht! Wie würde sie dir die unschuldige Schäferpoesie vorwerfen, mit welcher du ihn genährt — die milden, süßflötenden Götter und Göttinnen deiner Idyllen würden unter ihren Händen eine Schar Dämonen

werden, die dich umbrächten! Armer, armer Desibodus Ehrembrecht!

Er fühlte sich völlig rathlos.

Wie lange nährst du diese unselige Leidenschaft? fragte er nach einer langen Pause.

Karl antwortete nicht.

Ich hoffe nicht, daß du dich ihr erklärt hast.

Ja, lieber Onkel, das habe ich, gestern, als ich Cölestinen heimführte. Der Hauptmann war noch in sein Spiel bei meinem Vater vertieft; ich brachte sie bis an ihre Hausthür. Als sie mir gute Nacht sagte — da ward mir so weich ums Herz, daß mir die Stimme versagte und Thränen meine Augen füllten. Sie sah es. Sie schied nicht, sondern hielt lange meine Hand in der ihren. Ich küßte endlich ihre Hand, und meine Thränen fielen darauf. Sie drückte meine Hand, sah mich mit einem unaussprechlichen Blick an — und — schlüpfte über ihre Schwelle!

Schlüpfte über ihre Schwelle! rief der Dom-

herr, der voll Angst zugehört hatte, tief Athem holend — das ist also Alles?

Es ist genug, uns fürs Leben Eins und unzertrennlich zu fühlen!

Ja, ja, lächelte der Domherr, wir kennen das! — Er griff heftig nach seinem Hut und spanischen Rohre.

Wohin wollen Sie? fragte Karl, ängstlich auffahrend — was mein überschwellendes Herz Ihnen anvertraute, werden Sie nicht misbrauchen, lieber Onkel!

Misbrauchen? nein — darüber sei ruhig.

Er eilte ohne weitere Erklärungen aus dem Zimmer. — —

Der Domherr hatte beschlossen, augenblicklich mit Cölestinens Vater zu sprechen. Er machte sich ungesäumt nach dessen Wohnung auf den Weg. Als er vor dem freundlichen kleinen Landhause stand, welches Hauptmann Zerrwitz bewohnte, war er bereits zur Hälfte beruhigt.

Seine peinigendsten Beängstigungen waren untergegangen in der Ueberzeugung, daß der Hauptmann mit seiner Entschlossenheit und Thatkraft gewiß rasch das richtige Mittel auffinden würde, um der verdrießlichen Verirrung der beiden jungen Leute aufs nachdrücklichste ein Ende zu machen. Und dann waren ja auch Cölestine wie Karl so wohlgerathene und einsichtsvolle junge Leute, daß es nicht schwer sein konnte, sie zur Vernunft zu bringen.

Cölestine öffnete dem Domherrn die Hausthür. Sonst hatte er die Gewohnheit, sie freundlich lächelnd zu begrüßen, auch wol, wenn Niemand zugegen war, der einer solchen Compromittirung seiner Würde Zeuge, ihre schmale und sammtne Hand zu küssen. Heute erwiderte er ihre Frage nach seinem Wohlergehen mit einem sehr strengen, väterlich strafenden Blick und eilte dann schweigend über den Hausflur an die Thür vor des Hauptmanns Wohnzimmer.

Der Hauptmann war damit beschäftigt, das Schloß einer langen Entenflinte vom Roste frei zu scheuern, und bewillkommnete mit einem nachlässigen Kopfnicken den Domherrn, der, indem er seinen brüsken Freund begrüßte, keine von den Formeln der Höflichkeit vergaß, welche die gute Sitte jener Tage vorschrieb.

Nehmen Sie Platz, Herr von Schwalborn.

Der Domherr setzte sich, stülpte den Hut auf sein spanisches Rohr und legte die Hände gefaltet darüber, um den Augenblick abzuwarten, wo der alte Soldat es für passend halten würde, seinem Besuche mehr Aufmerksamkeit als seinem Flintenschlosse zu schenken.

Dieser Augenblick schien aber nicht eintreten zu wollen.

Er ist doch ein ungehobelter Roturier, dachte der Domherr und fühlte, daß jeder verfließende Moment es ihm schwerer mache, zu beginnen.

Ein schöner Tag heute! hob der Hauptmann

nach einer Weile an, während er die Nuß festschraubte.

Zu warm! sagte der Domherr seufzend und die Stirn wischend.

Machen Sie sich's bequem, wie ich! Rock aus! — Der Domherr lächelte mit vieler Würde. Er wußte, was er sich schuldig war.

Ich habe eine seltsame Unterredung mit meinem Neffen gehabt, begann er, um einmal das Eis zu brechen.

Nun? sagte der Hauptmann, anscheinend mit großer Gleichgültigkeit und doch gespannt aufhorchend.

Und nun komme ich zu Ihnen. Ich wollte Ihnen einen Wink geben — eine bloße Andeutung wird Ihnen genügen, und Sie werden ein Ende machen!

Ich verstehe Sie nicht.

Zwischen Karl und Cölestinen hat sich ein Liebeshandel entsponnen.

Ei was! sagte der Hauptmann, indem er seine Arbeit unterbrach und den Domherrn anschaute.

Ja, ich habe mich ebenso gewundert wie Sie! erwiderte der Domherr, obwol er auf den Lippen des Hauptmanns ein so maliciöses Lächeln schweben sah, als ob dieser sich durchaus nicht verwundere. Der Domherr wurde ganz irr an ihm.

Es ist sehr, sehr zu verwundern, sagte jener; sie ist ein gutes, hübsches Mädchen, und er ein gescheiter, schmucker Bursche.

Es ist sehr zu verwundern, sagte der Hauptmann mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt.

Der junge Freiherr von Schwalborn, versetzte der Domherr etwas piquirt, hat sonst freilich noch keine Anlage zu thörichten Streichen bewiesen. So wird denn hoffentlich auch dieser ohne schlimme Folge bleiben. Ich denke, Sie

säumen nicht, mit Ihrer Cölestine ein ernstes Wort zu reden, ihr allen Umgang mit Karl zu verbieten und nöthigenfalls sie für eine Zeitlang fortzuschicken. So ist die Verdrießlichkeit still beseiitgt, ohne daß die Familie meines Bruders beunruhigt und durch ärgerliche Scenen belästigt wird.

Der Hauptmann sah den Domherrn eine Weile schweigend an.

Herr Domcapitular, sagte er dann mit seinem maliciösesten Lächeln, ich sehe ganz die Verpflichtung ein, die mir als tieferstehendem bürgerlichen Menschen obliegt, Alles zu opfern, um jeder Beunruhigung der hochfreiherrlichen Familie vorzubeugen, ja nöthigenfalls das Einzige, was ich auf Erden besitze, mein Kind, von mir zu geben, um Ihrem Hause ärgerliche Scenen zu ersparen. Ich sehe das sehr wohl ein, sehr wohl! Doch wird Ihre eigene erleuchtete Einsicht es Ihnen sagen, welch ein unerhörtes Glück für mich

und meine Tochter darin liegen würde, in eine Verbindung mit einem so vornehmen, so grenzenlos und unaussprechlich adeligen Hause zu treten. Wie aber wollen Sie, daß wir selbst ein Glück leichtsinnig von uns stoßen sollen? Denken Sie, die unermeßliche Ehre! Glauben Sie denn, ich sei nicht ehrgeizig wie ein anderer Mensch auch?

Sie scherzen, sagte der Domherr sehr erschrocken.

Bewahre mich der Himmel, in so ernster Angelegenheit zu scherzen!

Aber . . .

Ich weiß, was Sie sagen wollen. Der Abstand zwischen unserer Niedrigkeit und der Schwalborn'schen Höhe ist so groß, daß selbst ein so wohlerzogener Mann, wie Sie, nicht Anstand nimmt, mich darauf aufmerksam zu machen, ohne befürchten zu müssen, daß er mich verletze. Aber machen Sie sich die Mühe nicht,

lieber Domherr! König Cophetua liebte eines Bettlers Tochter und — doch Sie sind in solchen Geschichten bewanderter denn ich ... stellen Sie sich die rührendsten Situationen aus ihnen allen vor und ... nehmen Sie unsere Partei.

Herr Hauptmann, wie kommen Sie mir vor — erlauben Sie mir doch, meine Gedanken auszusprechen — ich bin weit entfernt, etwas für Sie Verletzendes in Beziehung auf Geburt zu äußern — aber bedenken Sie doch — Sie sind Protestant.

Ja, das bin ich! und beim Teufel... hohnlachte der Hauptmann laut auf ... das freut mich am meisten! Sagen Sie, Domherr, wollen Sie uns beistehen?

Ich sollte ...

Karl's Werbung um meine Tochter seinen Aeltern erklären, befürworten — der Bursche hat selbst nicht den Muth, zu sprechen.

Ums Himmels willen, welche Idee!

Ich bitte Sie darum!

Fodern Sie nichts, was meinem Gewissen, meiner . . . ja, meiner Ehre zuwider ist.

Wir sprechen uns noch darüber, sagte der Hauptmann mit unerschütterlicher Zuversicht.

Lächerlich, wahrhaft lächerlich! rief der Domherr desto entrüsteter aus, sprang auf und eilte nach sehr kaltem Abschiede davon. Der Hauptmann ließ ihn ruhig gehen, ohne ihn zu begleiten.

Als der Domherr fort war, ließ Zerrwitz seine angenommene Ruhe fahren und schritt mit untergeschlagenen Armen heftig in seiner Stube auf und ab.

Zerrwitz war von einem brennenden Ehrgeize besessen, und die vielen Demüthigungen, welche der bürgerliche Officier, selbst im Heere eines Friedrich des Großen, hatte über sich ergehen lassen müssen, konnten diesen Ehrgeiz nur bis

zu einer ins Krankhafte gehenden Reizbarkeit ausbilden. Durch seine Verhältnisse jetzt an einen Erdfleck gebannt, wo er weit und breit nur Eine Familie fand, die sich an Rang und Ansehen über ihm dünkte, war es natürlich, daß sich alle seine Gedanken auf diese Familie richteten. Er war zornig, daß es ihm nicht einmal in einem Dorfe vergönnt, der Erste zu sein. Die adelstolze Familie kränkte ihn fortwährend — am meisten dadurch, daß sie augenscheinlich ihn gar nicht kränken wollte, sondern im Bewußtsein ihrer größern Vornehmheit nur das Gegentheil beabsichtigte und ihn augenscheinlich durch ihren Umgang zu ehren glaubte. Man schlug seine Einladungen mit einer würdevollen Gemessenheit aus, aber man bestürmte ihn mit Vorwürfen, wenn er eine Einladung ablehnte. Man sprach in seiner Gegenwart von Mesallianzen, von bürgerlichen Emporkömmlingen, als ob es gar nicht anders möglich sein könne, als

daß er oder irgend ein anderer verständiger Mann darüber gerade so denke, wie man in Schwalborn darüber dachte! Man trug bei jeder Berührung die vollständigste Sicherheit zur Schau, daß dem bürgerlichen preußischen Hauptmanne nicht einfallen könne, sich für gleichen Stoffes zu halten, wie den ehemaligen österreichischen Dragoner-Lieutenant von Adel. Diese Sicherheit, dieses Bewußtsein war es, was den Hauptmann am meisten kränkte. Denn er fand trotz seines Ingrimms dawider gar kein Mittel, keine Waffe. Ausdrückliche Ueberhebung und Ausbrüche des Hochmuths hätte er mit Aussicht auf Erfolg befehden, demüthigen können. Aber gegen dieses stille innere Hoheitsbewußtsein war sein Ehrgeiz wehrlos. Die Formenroheit, die trotzigen Manieren, die er ihm gegenüber geflissentlich annahm, brachten ihn nicht weiter, und indem er fühlte, daß sie etwas von einem kindischen Ungezogensein hat-

ten und ihn eher erniedrigten als hoben, wurde seine Seele noch erbitterter. Und doch vermochte er den Umgang mit den Schwalborns nicht aufzugeben. Dazu überwog der Ehrgeiz in ihm zu sehr den Stolz!

So beschränkte er sich darauf, bis die Stunde einer Demüthigung gekommen, das Verhältniß so hinzunehmen, wie es war, und nur zu seiner vorläufigen Herzensbefriedigung dem Freiherrn und seiner Gemahlin stets gerade so viel unangenehme Dinge beizubringen, wie ihm irgend einfallen wollten.

Eines schönen Tages aber machte der Hauptmann, dessen Auge, wie das eines alten Fuchses, nichts außer Acht ließ, was im Kreise seiner Beobachtung lag, die Entdeckung, daß sich der junge Erbe von Schwalborn in seine Tochter Cölestine verliebt habe.

Diese Entdeckung versetzte ihn in eine heftige Gemüthsbewegung. Eine Verbindung der jun=

gen Leute war nicht nur ein Glück für seine Tochter, wie es die Welt nennt und es der Hauptmann, der in dieser Beziehung um keine Staffel höher stand als die Welt, ebenfalls ansah; noch näher trat ihm dabei die Hoffnung auf die glänzende Befriedigung seines innern Grolls, wenn die hochmüthige Familie da drüben den einzigen Sohn und Erben mit der Tochter des armen bürgerlichen Mannes zum Altare schreiten sehen müsse.

Vielleicht hätte ein anderer Mann in des Hauptmanns Lage mit gerechtem Stolze den Gedanken von sich abgewiesen, seine Tochter einer Familie aufzudrängen, die auf sie als ihrer unwürdig herabsah. Aber der alte Preuße hatte leider diesen Stolz nicht. Doch beschränkte er sich anfangs darauf, die beiden jungen Leute zu beobachten. Er fand sie zu seinem großen Verdrusse zu schüchtern und zu sentimental. Aber zu schlau, sichtliche Begünstigungen ihres

Verhältnisses durchblicken zu lassen, suchte er vorläufig der Freundschaft zwischen Cölestinen und Mariannen jeden möglichen Vorschub zu leisten. Er wußte wohl, daß sich von Cölestinens Seite in dies Verhältniß viel von dem Egoismus der Liebe mische, daß sie oft nicht der Freundin allein, sondern der Schwester des Geliebten Ergießungen ihres Herzens machen werde, welche dem Letztern nicht unenthüllt bleiben konnten. Nebenbei suchte er Cölestinens Gedanken von zu vager Schwärmerei zurückzuhalten und auf die „praktischen" Bedingungen des Lebens zurückzuführen.

Du bist meine gute, verständige Tochter, sagte er einst zu ihr, als sie ihm die Wange küßte, um ihm gute Nacht zu wünschen. Ich habe nichts mehr, was mir Freude verspricht auf der Welt, als dich. Du wirst mir auch keinen Kummer machen, nicht wahr? Du liest mir zu viel — werde nur nicht über-

spannt, mein Kind. Sei immer offen gegen mich!

Cölestine blickte wie schuldbewußt zu Boden.

Du weißt ja, ich werde deinen Neigungen nie Gewalt anthun. Folge den Eingebungen deines Herzens — mir ist es Eins, wohin sie dich ziehen, wenn sie dich nur nach einem bestimmten Ziele ziehen. Du magst einen Bauerburschen oder einen Prinzen lieben — mir ist es gleich; aber du mußt ihn dann auch heirathen wollen. Nur nichts ohne Ziel und klar ausgesprochenen Zweck!

Cölestine hielt ihre Neigung tief im geheimsten Winkel ihres Herzens verschlossen, so daß sie keine Ahnung davon hatte, der Vater könne diese Worte mit bestimmter Beziehung gesprochen haben. Aber desto ermuthigender wirkten sie in ihrer schüchternen Seele; und als sie gestern Karl's weiches, inniges: Gute Nacht! hörte, seine Hand in der ihren zittern fühlte,

da überließ sie sich dem Gefühle, dessen Wogen über ihr zusammenschlugen; mit einem warmen Händedruck sagte sie Alles. Sie war sein!

Drittes Kapitel.

Wir müssen dem Leser jetzt eine Person vorführen, die in dem Baue unserer Erzählung eine Hauptstütze bildet. Es ist der Erbe eines Schulzenhofes, und er heißt Lambert Kersting. Sein Vater ist der reichste Bauer weit und breit, weil er nicht allein seinen väterlichen Hof, sondern auch die Verwaltung eines andern Guts besitzt, das Schwarzhorst heißt, der reichste Hof im Lande ist und dem heiligen Petrus zu Brennweiler, d. h. der dortigen Cisterzienserabtei, gehört; wenigstens werden dahin die Einkünfte abgeliefert; aber verwaltet wird der Hof nicht von dem Kloster aus, sondern seltsamer Weise

ist der jedesmalige Schulze zu Kersting, der zu den Leibeigenen der Familie von Schwalborn gehörte, der unabhängige Verwalter des Hofes mit allem seinen ausgedehnten Zubehör an Feldern, Wiesen, Wald, Gefällen, Mühle und Gerechtsamen. Diese auffallende Stellung und Befugniß des Bauers hatte eine Urkunde seiner Gutsherrschaft für alle Zeiten anerkannt.

Man konnte nichts Schattigeres, Behaglicheres, Idyllischeres sehen, als dieses Gut Schwarzhorst. Der große Bauerhof lag am Abhange eines waldigen Hügels, das rothe Ziegeldach war bestreut von Blütenschauern der nahen Obstbäume, und unten am Fuße des Hügels rauschte, zwischen zwei lebendigen Hecken der nächsten Gärten eingefaßt, ein heller, lustiger Bach, der wie voll Kinderfröhlichkeit springend, gurgelnd, spritzend über Kiesel und Wurzelgeflecht fortschoß, um einige Schritte weiter eine kleine, vom Alter geschwärzte Mühle zu treiben

und dann in einen breiten, schilfreichen Teich zu schießen. Ein Kranz dichten Eichenlaubs umrahmte das Bild.

Im Innern des Hauptthauses, das durch seine Größe und Stattlichkeit die Mitte hielt zwischen Bauerhof und Herrenhaus, war Alles still; das Vieh war ausgetrieben, die Pferde vor den Pflügen und die Menschen mit ihnen gezogen zu gemeinsamer Thätigkeit. Das Landleben bringt die Thiere und die Menschen so nahe zusammen; die Menschen müssen da arbeiten wie die Thiere, und diese werken so still, so resignirt, so stets im selben Geleise, wie ihre Freunde, die Menschen. Die Waldgötter hätten aus dem nahen Busche hervortreten und sich an den Herd setzen können, so still war es auf dem Gehöfte. Nur die Tauben und Sperlinge, die im Strohdache der Scheunen nisteten, schienen es zu hüten. Sie waren so keck, daß sie sich kaum herabließen, den Hufen eines alten fuch-

sigen Kleppers auszuweichen, der auf dem Baumhof weidete.

In der weiten Küche ist Niemand; aber aus einem Hinterzimmer tönt eine laute Stimme. Wir betreten es. Es ist ein großes, mit einer gewissen Eleganz eingerichtetes Zimmer, welch man in dieser ländlichen Umgebung nicht erwarten sollte. Die Wände sind freilich nur geweißt, aber mit soliden neuen Möbeln besetzt; in der Mitte ein runder, spiegelblank gebohnter Klapptisch von Eichenholz, auf dem Bücher und Schriften liegen, und ein bequemes Canapee steht quer in das Zimmer gerückt, eine Genialität der Aufstellung, welche Bewunderung verdient in einer Zeit, in welcher man noch keinen Begriff davon hatte, daß sich ein Canapee anders als dicht an die Wand und ein Fauteuil anders als in die Zimmerecke stellen lasse. Die beiden Fenster waren geöffnet und eine Fülle dichter Weinranken hereingeschlagen; davor aber

stand ein hoher Apfelbaum, in dessen Zweige die Buchfinken ihr künstlich verflochtenes Nest gebaut hatten. Das Gemach war so wohnlich, so sommerlich, so still, als hätte ein Dichter sich mit allen seinen Liebhabereien und Phantasien darin eingerichtet. Nur die Jagdapparate, die an den Wänden umherhingen, die Doppelpistolen, die über den Büchern auf dem kleinen Spiegeltische lagen, störten etwas diesen Eindruck. Neben den Pistolen lagen noch ein voller Kranz aus Eichenlaub und ein Dolch auf diesem Spiegeltische.

Es waren zwei Männer in dem Zimmer; der eine ein junger Mensch mit gewöhnlichen Zügen und auffallend blondem Haar: eine jener deutschen Physiognomien, mit runden frischen Wangen, breitem Kinn und starkem Einbug zwischen der geraden Stirn und der eben so geraden Nasenlinie. Was ihn auszeichnet, ist ein lebhaftes Glühen in den schmal geschlitzten

Augen, ein Zug von Verschlagenheit und Keckheit um die Winkel des lächelnden Mundes. Er trug einen glänzenden, fein ausgenähten blauen Kittel und ein rothes seidenes Tuch, das nachlässig um den starken gebräunten Hals geschlungen war.

Der junge Mann stand mitten im Zimmer und schien sehr lebhaft seinem Gesellschafter etwas zu beweisen. Dieser Letztere war ein ältlicher Mann in militairischer Tracht, der auf dem Canapee ruhte und mit dem Lederquast seines spanischen Rohres spielte. Es ist ein alter Bekannter des Lesers, nämlich Niemand anders als der Hauptmann Zerrwitz, der unmittelbar nachdem ihn der Domherr verlassen, sich gedrungen gefühlt hatte, eine Unterhaltung mit dem jungen Manne zu suchen.

Was ihr jungen Leute doch heutzutage aus den Büchern herausstudirt! sagte der Hauptmann kopfschüttelnd, nachdem Lambert

ihm eine Stelle aus Schiller's Räubern declamirt.

Aus den Büchern? Nun ja, aus den Büchern; aber was sind die Bücher anders, als die Spiegel, in welchen das Leben sich abbildet? Es grins't Euch mit einer scheußlichen Grimasse an, das Spiegelbild — nicht wahr? Und deßhalb sagt Ihr hochmüthig: es ist nicht so, das sind haarsträubende Phantasien verrückter Dichter. Meinethalb! träumt fort in Euerm Wahne — träumt, bis eine blutige Hand Euern Arm umkrallt und Euch wach schüttelt.

Und wessen ist die blutige Hand?

Die der Revolution! Gott segne sie!

Ihr seid ein verruchter Mensch, Lambert!

Meint Ihr? Nun, Jeder hat seine Ansichten. Ihr wißt nicht, wie ich die Euern nenne, alter Preuße! Auch haben wir beide unsere Autoritäten hinter uns — ich einige zwanzig Millionen begeisterter Franzosen, die das Feuer

der Freiheit vom Himmel geholt haben und einen Weltbrand daraus machen, aus dem wie ein Phönix, leuchtenden Glanzes, die Himmel überstrahlend, der gerettete Genius der Menschheit aufsteigt.

Und ich, fiel der Hauptmann ein, habe auch eine Autorität für mich — hunderttausend Mann wohldisciplinirter Preußen . . . er machte eine Bewegung mit dem spanischen Rohre . . . vom alten Fritz geschult, jeder Mann wie ein Uhrwerk — wir wollen sehen, ob die den Weltbrand nicht ausblasen! Aber zanken wir uns nicht. Uns wird's wenig angehen. Wir werden hier nicht viel davon spüren. Ihr werdet ruhig Euern Acker bauen, ein Weib nehmen, wenn Ihr Euer Jahr bei Eurer Gutsherrschaft abgedient habt.

Lambert faßte den Hauptmann heftig am Arme.

Still — was soll das?

Ihr seid des Schwalborn Leibeigener!

Lambert wurde dunkelroth. Laßt mich das Wort nicht wieder hören, Hauptmann Zerrwitz! sagte er, während seine Brust sich krampfhaft hob.

Der Hauptmann zuckte die Achseln.

Das ändert die Sache nicht — aber wenn es für Euch so demüthigend ist, daran erinnert zu werden, weßhalb schüttelt Ihr das Verhältniß nicht ab?

Wenn ich — kann ich? fuhr Lambert heftig auf — wollt Ihr mich höhnen — wollt Ihr einem Gebrandmarkten das Haar aus der Stirn streichen? Was soll Euer Geschwätz, was wollt Ihr, was kommt Ihr zu mir?

Der Hauptmann dehnte sich behaglich auf dem Canapee und lächelte höhnisch kalt in das Aufbrausen des jungen Menschen hinein.

Erhitzt Euch nicht, Lambert; ich bin Euer Freund, und wenn Ihr die Freiheit wollt . . .

Nun?

Ein geheimnißvolles und vielsagendes Lächeln war des Hauptmanns einzige Antwort.

Lambert trat ihm einen Schritt näher. Soll ich Euch etwa meine freie Seele verkaufen, damit der Sklavenleib frei werde, Dämon? sagte er blaß, mit bebender Lippe.

Was soll ich mit Eurer Seele machen? Aber ich will Euch meine Gedanken sagen. Ich habe auch meine Absichten — vielleicht unterstützen sie sich. Von dem alten Schwalborn werdet Ihr die Freiheit nicht bekommen; vom jungen Stammherrn sollt Ihr sie haben, dafür kann ich unter gewissen Umständen bürgen.

Es gälte also, die Alten todt zu ärgern?

Dadurch, daß Ihr — ihre Tochter heirathet!

Lambert lachte laut auf bei diesem Vorschlage.

Nun, sagte der Hauptmann, Ihr wollt einen Weltbrand anzünden und haltet es für un=

möglich, ein Land-Edelfräulein zu erobern? Gibt es für einen entschlossenen Menschen nicht Mittel zu Allem? Gibt es nicht Entführungen — gibt es nicht . . .?

Halt! muthet mir keine Schlechtigkeit zu — und wenn Ihr erlaubt, was hättet Ihr dabei gewonnen?

Für Karl die Freiheit, meine Tochter zu heirathen. Sie lieben sich.

Sie lieben sich? Das ist etwas Anderes. Nicht Euch, Mephistopheles, aber ihnen möchte ich beistehen! Ich kann es! Wißt Ihr, daß ich ein Wort aussprechen kann, welches Eurer Tochter als Heirathsgut eine Tonne Goldes und noch mehr in den Schooß wirft?

Der Hauptmann fuhr hoch empor.

Ja, wenn der junge Schwalborn sie liebt, und wenn er verspricht, von mir das Brandmark der Leibeigenschaft zu nehmen.

Zerrwitz faßte den Arm des jungen Bauers;

seine grauen Augen waren rund und groß aus ihren Höhlen hervorgetreten.

Um Gottes willen, Mensch, sprecht! was ist dies für ein geheimnißvolles Wort?

Habt Ihr das Bild des Bauers unter den Ahnen der Schwalborn gesehen? und das Bild der Nonne?

Ja, ja — weiter . . .!

Der Bauer war mein Urgroßvater — die Nonne war eine Schwalborn, die ihn liebte; ihre Aeltern zerrissen den Bund und sandten sie ins Kloster, wo sie ihre Leidenschaft mit dem Tode aus Harm und Kummer büßte.

Ich habe davon gehört — nur weiter — und Ihr?

Ich bin vor einigen Wochen vierundzwanzig Jahre alt geworden. Mein Vater ließ mich an meinem Geburtstage zu sich kommen; um die Stunde der Dämmerung ging er mit mir zur Dorfkirche. Der Küster mußte sie uns erschlie=

ßen. Auf dem Chore, wo die Sterbewappen der Schwalborn hangen, und auch das der Nonne, die am gebrochenen Herzen starb, ließ er mich niederknien und einen heiligen Eid schwören — einen Eid zu Allem, was einem Christen heilig ist. Dann gab er mir ein Pergament mit einer großen Bulle daran. Es war dunkel in den feuchten Gewölben der kleinen Kirche; ich mußte, um die Schrift zu lesen, mich dicht an die ewige Lampe stellen; mein Vater kniete seitwärts über einem alten Leichensteine.

Lambert schwieg; er verschränkte die Arme und ging im Zimmer auf und ab.

Und in dem Pergamente . . .?

Ich habe geschworen, geheim zu halten, was darin stand; ich habe es vor dem Altar und, was mir mehr, vor dem Angesichte eines alten Bauern geschworen, der mein Vater ist!

Freiheitsheld! rief halb höhnisch, halb zornig der Hauptmann aus; ich verspreche ihm die

Freiheit, und er wagt nicht, für diesen Preis den Inhalt einer alten verschimmelten Urkunde auszuplaudern!

Ich will kein Sklave einer Formel sein, die aus nichts als Worten besteht, wenn es gilt, einen Menschen glücklich zu machen, sagte Lambert halb wie für sich mit ruhiger Würde. Aber erst muß ich selbst mich überzeugen, ob Ihr mir die Wahrheit gesagt habt.

Der Hauptmann hob in quälendster Spannung beide Arme auf, als wolle er das Geheimniß, sobald es von Lambert's Lippen schlüpfe, aufgreifen.

Wobei soll ich Euch schwören, daß ich die Wahrheit sagte? Um Gottes willen sprecht!

Lambert lachte plötzlich laut auf, als er die Folter sah, auf welcher der alte Preuße sich befand. Es lag etwas in der Stellung, dem Gesichte, den auf- und niederrollenden Stirnfalten, dem ganzen curiosen Mienenspiele des Soldaten,

was den unbändigen Muthwillen des jungen Mannes reizte.

Der Hauptmann wurde gelb vor Zorn.

Er wollte Lambert eine Beleidigung sagen, als plötzlich leise angeklopft und die Thür geöffnet wurde; ein freundliches, weißgepudertes Haupt mit dem unterwürfigsten Lächeln blickte in die Stube.

Es war Herr Benedict Tafelmacher, der Verwalter.

Bitte um Entschuldigung — befürchte fast, zu stören — nicht? Störe ich nicht, Lambert?

Gar nicht, alter Herr; was steht zu Euern Diensten?

Ich habe einen schönen Gruß von der gnädigen Frau und dem Herrn an Ihn, Herr Lambert, und Er möge doch den Ersten zukünftigen Monats kommen und Seine Pflicht ableisten als Hofknecht zu Schwalborn.

Des Hauptmanns ganzes Gesicht zuckte wie

elektrisch getroffen, als er diese Botschaft hörte; dann beobachtete er den jungen Bauer, und ein Ausdruck tiefer Befriedigung spiegelte sich in seinen Zügen.

Zur rechten Zeit kommt das! das wird einschlagen! flüsterte er für sich.

Lambert stand bei den Worten des Verwalters wie versteinert. Sein Gesicht war todtenbleich geworden, und seine Rechte ergriff eine Stuhllehne, um sich zu stützen. So vergingen mehre Secunden. Dann holte er tief Odem, und wie nach Luft und nach Worten suchend, lallte er zuerst einige unverständliche Sylben, wie: Setzen Sie sich; es ist gut, sehr gut.

Danke, ich will jetzt wieder heim — also auf Wiedersehen, Herr Lambert — auf Wiedersehen.

Herr Tafelmacher fand Lambert's Mienenspiel höchst beunruhigend; er suchte deßhalb mit derselben lächelnden Freundlichkeit, womit er

gekommen, möglichst bald den Rückweg zu gewinnen. Als er das Schloß der Thür erfaßt, hatte Lambert sich vom ersten Schrecken erholt; ein furchtbarer Zorn loderte in ihm auf. Er schleuderte dem Alten den Stuhl nach, an den seine Rechte sich geklammert hatte, und rief: Schleicher! Dämon! Bestie! wer hat dich hergesandt, um wie eine giftige Schlange deinen sauersten Geifer in meine Seele zu träufeln? — Der Stuhl flog in Stücken an der Thür aus einander, hinter welche Tafelmacher nur noch eben sich zu retten Zeit gewonnen.

Lambert folgte ihm und hätte ihn ohne Zweifel die Treppe hinuntergeworfen, wenn sich der Hauptmann nicht ins Mittel gelegt. Lambert stampfte in unbändigem Zorne den Boden.

Fassen Sie sich, lieber Lambert, sagte der Hauptmann, die Freiheit liegt in Ihrer Hand!

Der junge Mensch wandte sich von ihm ab,

warf sich auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Der Hauptmann legte nach einer Weile seine Hand auf Lambert's Schulter.

Nun? heraus mit dem Geheimnisse! Legen Sie es mir in diese Hand, und aus der andern nehmen Sie die Freiheit! Ich verbürge mich mit meiner Seele für Karl von Schwalborn.

Lambert hob langsam den Kopf in die Höhe. Zerrwitz erschrak beim Anblick dieser blassen entstellten Züge.

Fort! sagte er mit einem Ingrimme, vor dem der Hauptmann zurückbebte. Ich will einen Feuerbrand in das Haus dieser Schwalborn schleudern, und Sie fodern von mir, ich soll ihnen eine Million in den Schooß schütten?!

Der Hauptmann wußte nichts mehr zu erwidern. Er nahm Hut und Stock und verließ die Stube.

Viertes Kapitel.

Der Schulze Kersting war leibeigener Bauer, aber deßhalb nicht weniger ein reicher und angesehener Mann. Sein großer Hof und das, was für ihn bei der unumschränkten Verwaltung von Schwarzhorst abfiel, hatte ihn in den Stand gesetzt, an seinem einzigen Sohne und Erben nichts zu sparen, und so war der junge Mann denn, nachdem er der Dorfschule entwachsen, in die nächste große Stadt gebracht worden, wo er die Classen der lateinischen Schule rasch durchlaufen hatte. Denn er besaß von Klein auf eine große Fassungsgabe und einen unruhigen Kopf, der ihn nicht rasten ließ, bis er alle seine Mit-

schüler überwunden. Neben seinen Studien war ihm, bei der Leichtigkeit, womit er lernte, Zeit genug übrig geblieben, sich in allerlei Büchern, wie sie ihm in die Hände fielen, umzuthun, das Leben und Treiben der Stadt zu beobachten und sich in eine Sphäre der Bildung zu versetzen, die weit über den gewöhnlichen Gedankenkreis eines leibeigenen Bauers hinausragte. Als ihn der Vater zurückgeholt, weil er nun genug gelernt, wie der Alte meinte, fand es sich, daß der junge Mensch zur schweren Bauerarbeit verdorben war. Aber was schadete es? Er war ja reich, der Vater sah ihm gern seine Liebhabereien nach und ließ ihn in Schwarzhorst, wo er zur Beaufsichtigung der Arbeit wohnen durfte, ganz wie einen jungen Gutsherrn schalten. Lambert setzte hier seine Beschäftigungen, wie er sie in der Stadt getrieben, fort, las viel und verarbeitete in seiner stürmischen Seele die aufrührischen Gedanken, welche damals wie ein allge=

meiner Ansteckungsstoff in der Atmosphäre lagen und nirgends einen fruchtbareren Boden finden konnten, als in der Seele eines über seinen Stand gebildeten Plebejers. Nebenbei tummelte er unbändige junge Rosse müde, oder verliebte sich bis zum Sterben in eine frische und muntere Landdirne, die er am andern Morgen wieder vergessen hatte.

Lambert hatte einen großen Wissenstrieb, einen nicht zu löschenden Durst nach Erkenntniß; er besaß ein lebendiges, ein feuriges Rechtsgefühl, einen an Tollkühnheit grenzenden Muth und daneben jene schroffe Auffassung der Lebensverhältnisse, welche in dem zu großen Selbstvertrauen unbelehrter Jugend ihren Grund hat. Was er vom Bauer an sich trug, war vornehmlich jene Verstocktheit der übergesunden Vernunft, die, jedem schönen Scheine abhold, alle glänzenden Hülsen zernagt, um zum Kerne zu kommen, und in listigem auf-der-Hut-sein gegen die Ueber-

redungen der Poesie und des Gefühls Nahrung ihrer Eitelkeit findet.

Muß ich noch hinzufügen, daß ein großer Ehrgeiz in der Brust des jungen Bauers wohnte? daß dieser Ehrgeiz es war, der, tödtlich verletzt, ihn so zornig aufbrausen ließ bei der Auffoderung des Verwalters? In der That, es war ein hartes, demüthigendes Ding, das ihm angesonnen wurde! Allerdings gehörte es zu den Rechten der Gutsherrschaft, von den Söhnen und Töchtern des leibeigenen Schulzen zu verlangen, daß sie ein Jahr hindurch als Knecht oder Magd unentgeltlich auf dem Hofe dienten. Aber bei den besondern Verhältnissen, die zwischen der Freiherrnfamilie und ihrem Schulzen zu Kersting zu bestehen schienen, war dieses Recht während zweier Generationen nicht mehr zur Ausübung gekommen. Niemand dachte mehr daran, am allerwenigsten Lambert, der mit jugendlichem Stolze für sich keine gesellschaftliche

Höhe zu hoch glaubte. Er fühlte deßhalb nicht allein seinen Ehrgeiz, seinen Freiheitsdrang, sondern auch sein Rechtsgefühl verletzt. Er ging noch weiter, er sah sich als Opfer einer tückischen, von dämonischen Mächten errichteten Weltordnung an, die jeden edeln Seelenaufschwung, jede strebende Geisteshoheit an den Staub und die Knechtschaft zu fesseln bestimmt sei. Er verlangte stürmisch Rache an den Werkzeugen dieser Ordnung — Rache vor Allem, Rache eher, als selbst die Freiheit!

Jede Fiber war in ihm empört.

Nein, nein, bei allem Feuer der Hölle, ich bin kein leibeigener Sklave — und wenn sie mich in Ketten werfen, daß ich unter der Wucht von Eisen zusammenbreche, ich trage doch den unauslöschlichen Stempel der Freiheit, der auf jeden meiner Gedanken wie auf eine goldene Münze geschlagen ist. Sie sollen es inne werden, wie gefährlich es ist, die Sklaven zu

Bayerische Staatsbibliothek München

die Flamme einer freiheitlodernden Seele zu strecken!

Es gibt Augenblicke, wo das Misverhältniß zwischen der leiblichen Kraft des Menschen und seiner innern Kraft uns zur Verzweiflung treiben kann. Wir fühlen es in solchen Augenblicken, daß unsere Körper versiecht und entnervt sind, daß wir ursprünglich bestimmt waren, einen Titanenleib zu bewohnen. Nach der Kraft eines Titanen sehnte sich Lambert, um durch die Netze zu brechen, welche um ihn gestellt waren, und sie rächend in Staub zu zermalmen. Aber was vermochte er zu thun?

Sein Vater war nach einer Stunde zu ihm gekommen. Der alte Bauer fühlte eine tiefe Erbitterung, da er in der Auffoderung der Gutsherrschaft eine gegen ihn selbst gerichtete Chicane sah. Hatte man ihm doch schon so oft Vorwürfe gemacht, daß er seinem Sohne eine Erziehung über seinen Stand gegeben! Es sollte

durchaus eine Todsünde für einen Bauer sein, das Bischen Kenntnisse aufzulesen, das die Schule von damals bot und das der Junker von damals in stolzer Indolenz bei Seite liegen ließ. Aber der alte Schulze hatte sich nicht irre machen lassen. Es war sein einziger Junge, er hatte Geld — weßhalb sollte er nicht suchen, aus dem Jungen was zu machen? Jetzt kränkte man ihn in seinem Knaben; aber er sah ein, daß er sich werde fügen müssen, und so verbiß er seinen Groll.

Du mußt, Lambert! sagte er. Das Raisonniren hilft nichts. Widersetzlichkeit bringt uns in Scandal. Gott sei Dank, so lange die ältesten Leute denken können, haben wir noch nie Scandal in der Familie gehabt! Du wirst nicht der Erste sein, der ihn veranlaßt. Der Himmel behüte uns vor Streit mit der Herrschaft und vor den Advocaten! Und was ist es denn? Du sollst den Spaten führen und die Heugabel.

Das muß ich auch thun, und mein Vater hat es gethan. Der Dienst ist keine Schande, aber die Pflichterfüllung eine Ehre.

Aber es ist eine Bosheit, eine Chicane gegen Euch und mich, Vater!

Der Alte zuckte die Achseln.

Du mußt! sagte er und wollte zurück an seine Arbeit gehen.

Vater, Vater! rief Lambert aus, ist das Euer letztes Wort — also Ihr wollt mir nicht helfen? Ihr seid so stumpfsinnig, so feig, so erbärmlich . . .

Junge, sagte der alte Bauer, indem er seine schwielige Rechte mit bleischwerem Drucke auf die Schulter seines Sohnes legte, Junge, lehne dich nicht gegen deinen Vater auf! Du gehorchst und gehst. Das Andere überlaß mir. Es wird vielleicht ein Tag kommen, wo der alte Schulze Kersting zeigen wird, ob er stumpfsinnig ist, und wo er sich rächen wird. Das geht dich

nichts an. Thue du deine Pflicht und bilde dir nicht ein, daß du mehr bist als dein Vater, ein leibeigener Bauer! .— Der Alte ging und überließ Lambert seinen tausend zornigen, rachedurstigen, verzweifelnden Gedanken und Entschlüssen, von denen keiner lange Stand hielt.

So saß Lambert die nächsten Tage hindurch grollend in dem Dunkel der Waldungen, die Schwarzhorst umgaben. Es war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Eine gewisse düstere Lebensunlust hatte sich seiner bemächtigt; er ließ den jungen schwarzen Hengst ruhig auf der Weide umherlaufen, und die frischesten Bauerdirnen konnten ungeneckt an ihm vorüberziehen.

Der alte Schulze Kersting schüttelte den Kopf über dieses Gebahren seines Sohnes.

Junge, sagte er ihm einst, als er ihn allein auf einer Waldwiese umherschlendern fand —

du arbeitest nicht mehr, und du singst nicht mehr — was ist das?

Singen? wir haben wol Ursache dazu, wir gemeines, geknechtetes Bauernvolk — singen! — Und was sollen wir arbeiten, für einen Andern, der sich unsern Herrn und unsere Früchte und unsern Leib sein nennt!

Du bist ein unzufriedener, gottloser Mensch! Geht dir etwas ab, daß du mit deinem Schicksale grollen dürftest? Habe ich dir nicht gegeben, was dein Herz verlangt hat?

Nein, Alter, das habt Ihr nicht! Wenn Ihr mir nicht geben könnt, was der Fuchs in seinem Loche und die wilde Ente, die da über den Busch fliegt, haben, dann hättet Ihr und meine Mutter besser gethan, mich von der Welt zu lassen!

Du bist unzufrieden mit deinem Stande: das ist eine Sünde, Lambert. Wir sind leibeigene Bauern: können wir dabei nicht ehrliche

Leute sein, die Gottes Wort gehorchen und geachtet sind von den Menschen und ihr Stück Brot verzehren in Zufriedenheit und Glück? Wir haben einen Herrn, der seine Abgaben und Dienste fodert: nun ja, das muß so sein und ist immer so gewesen. Dafür hat der Herr unsern Hof geschützt in alten Zeiten, als noch keine Ordnung und keine Sicherheit in der Welt war und Einer den Andern ausgeraubt und gebrandschatzt und gepeinigt hat. Was wäre damals aus uns schwachen Menschen geworden, wenn nicht ein starker Herr über uns gewesen, der uns vertheidigt hätte in Kriegszeiten und bei Räubereien und Landplagen!

Also weil wir schwach und er stark, sind wir unfreie Leute und seine Knechte geworden?

Nun ja; und es ist nichts Schimpfliches, daß ein gesunder Mensch deßhalb umhergehen sollte in Nichtsthun und Tagedieben!

Lambert grübelte lange über die Worte seines Vaters nach.

Also Knechtschaft ist Schwäche — Kraft ist Freiheit! sagte er. Ja, ja, so ist es. Und bei Gott, dann bin auch ich ein freier Mensch! Ich bin stark, muthig, todesverachtend. Ich will es ihnen zeigen! Ich will mich bald genug von der Scholle losreißen und den Ort suchen, wo ich frei sein darf! Ich danke dir, Gott, daß du mir die Kraft dazu gegeben! Ja, ich fühle mich so frei wie der Kaiser; aber es steht mir freilich nicht auf der Stirn geschrieben. Ich muß fort. Ich muß sehen, ob nicht ein Fleck auf Erden ist, wo die Kraft und der Gedanke einen sichtbaren, Allen offenbaren Freiheitsstempel geben, die Signatur der Freiheit vor allem Volke, die Niemand antasten darf — ein Heiligthum des Mannes, vor welchem Büttel und Frohnvogt in die Knie sinken! — —

Es war ein schöner Sommermorgen, um

die Erntezeit, als Lambert, mit seinem blauen Kittel angethan, ein Ränzel von grünem Wachstuch auf dem Rücken und einen Knotenstock in der Hand, über die Schwelle des Hofes zu Schwarzhorst trat.

Eine wohlgefüllte Börse, Schiller's Räuber und ein geladenes Pistol ruhten in seinen Taschen; ein Abschiedsbrief an seinen Vater, den er mit seinem Plane nicht bekannt gemacht hatte, weil er Widerstand von ihm befürchtete, war auf seinem Tische zurückgelassen.

So zog der junge Mann in die Welt, um die Freiheit zu suchen. Die Compaßnadel seines Herzens aber wies gen Westen. Von da her, über die blauen Höhenzüge der Ferne herüber hatte ja ein fernhinhallender Ruf die Lüfte durchzittert.

In dem stillen Lande, das Lambert's Heimat, war der Ruf bis zu unvernehmlichem Geflüster gedämpft. Aber es war dem jungen

Wanderer, als ob es Freiheit, Freiheit! sei, was die Geisterstimme flüstere, deren Schwingen in leisen Flügelschlägen über seinem Haupte dahinrauschten.

Das war es ja, was seine junge Seele suchte. Also auf gen Westen. Der hellste Himmel lachte über ihm. Er nahm es wie eine fröhliche Verheißung. Als er durch einen Waldweg schritt, den einzeln heimkehrende Jäger und Holzhauer gebildet, begrüßte ihn der Aja-Ruf des Pfingstvogels, der Baumläufer kletterte pickend an den glatten Stämmen hinauf, der bittere Seidelbast drängte sich mit pfirsichrother Blüte dicht an seinen Weg und spielte mit dem Morgenwinde, der gleich darauf neckend in die steife, lange Digitalis fuhr, wie um ihre prangenden Glocken zu läuten — just wie ein fröhlicher, windiger Scherz den Hochmuth an der Nase zupft. Denn solch eine langbeinige Purpur-Digitalis sieht aus wie ein hochmüthiger Bettelprinz und

drängt sich über die andern Pflanzen hervor, als sei sie Ceremonienmeister und Wunders welch großer Herr im Walde. Oben über die Wipfel schossen blaue Ringeltauben pfeilschnell durch die Lüfte — der bunte Häher aber schaukelte die dunkelgrünen Nadelzweige der Edeltannen und schrie dabei so entsetzlich, als wisse er es durchaus besser als alle die Andern, der Wind, die Blumen, die Vögel und gar die düsterblickenden, erfahrungsgrauen Wipfel, die ihre mächtigen Häupter schwer und leise über ihm schüttelten. So lebte jedes Wesen fröhlich und unverkümmert nach seiner Art; der Vogel segelte frei die Wege, die ihm Gott gewiesen, und frei rauschte der Wind durch das Laubgezweige — sollte denn blos der Mensch, dessen einsamer Schritt in dieses glückliche Waldreich drang, nicht frei, sondern ein gefesselter Sklave sein?

Es war nicht möglich — es war eine Lüge, die Unfreiheit — hoch auf jubelte es in Lam-

bert's Herzen, und er rief aus seiner vollen, hochklopfenden Brust einen Freudenschrei, der zwischen Singen und Jauchzen die Mitte hielt — während er mit seinem Stocke kraftpfeifende Hiebe gegen die steifen Digitalen führte, daß der Häher erschrocken auf- und davonschoß.

Lambert wanderte den ganzen Tag rüstig fort. Um Mittag stärkte er sich in einem Dorfwirthshause; dann brach er wieder auf, und als er eine Gruppe Linden neben der Heerstraße erreicht hatte, warf er sich nieder, um in ihrem Schatten auszuruhen. Er war müde, die Hitze drückend. So entschlief er und wachte erst spät wieder auf, durch nahenden Hufschlag geweckt.

Ein Reiter zog des Weges, und als er neben Lambert war, hielt er sein Pferd an. Dieser rieb seine Augen und konnte sich im ersten Augenblicke kaum recht besinnen, ob er wache oder träume. Denn vor ihm hielt auf einem hohen dürren Rappen Niemand anders als die

bockſteife Soldatenfigur des Herrn Hauptmanns Zerrwitz.

Seid Ihr das — wirklich Ihr? und wohin?

Wohin? Das heißt mehr gefragt, als ein gewiſſenhafter Menſch beantworten kann! Sagt mir, lieber Hauptmann Zerrwitz, wer Eurer infanteriſtiſchen Würde ſo viel reglementswidrige Beine zugeſetzt hat?

Lambert erhob ſich und trat dem Reiter näher. Es ſteht Euch vortrefflich!

Das Reiten? he?

Nein, der dürre Gaul, oder Ihr dem Gaule!

Wollt Ihr mit heim, ſo kommt, ſagte der Hauptmann, die Zügel rückend. Ich habe eine kleine Tour gemacht, um Geld zu erheben, das man mir ſchuldete, und deßhalb möchte ich nicht zu ſpät in der Nacht zurückkehren. Kommt!

Nein.

Wohin wollt Ihr denn, ins Teufels Namen?

Wohin ich will, dahin will ich allein.

So, so! Darf man denn nicht einmal den Namen des Orts wissen?

Den Namen — o ja — er wird Euch doch immer eine Hieroglyphe bleiben — in die Freiheit will ich.

In die Freiheit! lachte der Hauptmann — dahin — nun, dann kommt getrost mit mir dieses Weges — er führt Euch mindestens eben so schnell an Euer Ziel, als jeder andere auf der Welt.

Dem Hauptmann war es äußerst willkommen, Lambert angetroffen zu haben, da er die Beziehungen zu ihm wieder anzuknüpfen wünschte. Er stieg deßhalb von seinem Pferde und setzte sich zu ihm.

Also in die Freiheit wollt Ihr, junger Weltweiser! hob Zerrwitz nach einer Weile an — und wo wollt Ihr den ungetreuen Schatz finden, Ritter Tannhäuser?

Lambert mochte nicht antworten. Er mochte

den steifen Preußen nicht in die Träumereien seiner jugendlichen Hoffnungen, in seine glänzende Ideenwelt blicken lassen. Die Jugend ist nichts weniger als offen, wie man sie nennt. Sie fürchtet Entweihung ihrer Heiligthümer — sie hat ja noch Heiligthümer — und Verspottung derselben.

Statt der Antwort wies Lambert mit seinem Stocke nach Westen, wo eben niedergleitend die Sonne dunkle Wolkenbänke mit Purpurströmen überflutete.

Dahin? Doch nicht nach Frankreich?

Vielleicht.

Lieber Lambert — dort drüben? Da ist die Freiheit nicht! Ich habe den alten Aristokraten, den Schwalborn, oft geärgert, indem ich den leidenschaftlichen Revolutionair spielte. Aber soll ich Euch meine Herzensmeinung über die Revolution sagen? Die Franzosen haben einen vernünftigen und männlichen Einfall gehabt, in-

dem sie ihren abscheulichen übermüthigen Adel aufgeknüpft, fortgejagt und abgeschafft haben. Wenn der Mensch aber einen klugen Einfall hat, so kann er sicher sein, daß er den immer mit einem Haufen dummer Streiche wird büßen müssen. Ja, Vernunft, eine gescheite durchgreifende Maßregel — das ist ein solches Ausweichen aus der regelmäßigen Bahn, welche diesem verwunderlichen Geschöpfe, so man Mensch nennt, gewiesen ist, daß es ihm billiglich stracks eingetränkt wird durch eine Unzahl Thorheiten, die er gleich darauf begehen muß. Das ist der jetzige Zustand Frankreichs, den man die Revolution nennt; den klugen Einfall haben sie gehabt, jetzt sind sie mitten in den Narrenstreichen!

Lambert lachte.

Die Freiheit ist nirgends, lieber Junge. Der Eine hat diese Kette, der Andere jene. Der Eine ist leibeigen, wie Ihr, der Andere ist noch viel fester gebunden, denn er ist ein Narr und

liegt an fixen Ideen fest, wie der Domherr, der sich mit Tugend und Poesie und Beglückung des Menschengeschlechts das Leben sauer macht. Der Dritte hat eine böse Frau und der Vierte einen bösen Durst. Wir liegen Alle an Ketten — seien es nun magische Hieroglyphen, die der Wirth ins Kerbholz schneidet, oder hänfene Stricke. Mancher, welcher sich ganz frei dünkt, ist vom Aberglauben umstrickt, wie ein Puterhahn, der an der Erde gedrückt liegen bleibt, wenn man einen Strich mit Kreide über seinen Hals macht. Nein, nein, es gibt keine Freiheit — aber es gibt etwas Anderes, das den Mann dafür entschädigt.

Und das wäre?

Die Ehre!

Das ist nichts Anderes, als die Freiheit, in Blüte ausgeschlagen!

Ist mir zu poetisch! sagte der Hauptmann lächelnd.

Lambert antwortete nicht, sondern begann ein Lied zu pfeifen.

Der Hauptmann fand es durchaus in seinem Interesse, den Flüchtling zurückzubringen; deßhalb fuhr er fort:

Hören Sie, Lambert, im Ernste, machen Sie keinen thörichten Streich. Ich halte Sie für zu vernünftig, als daß Sie so in die Welt laufen wollten. Sie haben keinen Paß, und deßhalb wird man Sie in den nächsten drei Tagen, welche Sie so weiter vagabundiren, unfehlbar einstecken!

Lambert hörte auf zu pfeifen, behielt aber seine gleichgültige Miene bei.

Sie werden Ihren Vater in eine arge Klemme bringen; denn die Gutsherrschaft kann ihn einstecken lassen, bis er Sie herbeigeschafft hat.

Lambert zuckte empor — antwortete aber nicht.

Deßhalb kommen Sie mit mir heim —

trotzen Sie dem Feinde — rächen Sie Ihre Schmach, statt zu entlaufen.

Und wie kann ich?! sagte Lambert, indem er aufsprang und die Hände ballte, während doch eigentlich die Thränen ihm weit näher lagen, als der Zorn.

Der Hauptmann lächelte wie ein Faun, und dann flüsterte er ihm ins Ohr: Marianne!

Lambert wandte das Gesicht von dem Alten ab. Dieser bestieg seinen Klepper wieder.

Mir ist's Eins, sagte er, als er oben saß, wohin Sie gehen. Sie müssen's wissen, was Sie thun, und ob Sie sogar den Fünfundzwanzig trotzen wollen, mit denen die löbliche Grenzwacht drüben Spaziergänger ohne Legitimation heimsendet.

Lambert ließ den Hauptmann reiten. Als er ihm aus dem Gesichtskreise war, wischte er eine Thräne aus dem Auge, warf sein Bündel über und schlug den Heimweg ein.

Die Zeit beruhigte etwas Lambert's kochendes Blut. Die wenigen Tage bis zum Ersten des folgenden Monats vergingen rasch. Als der Vorabend dieses Tages gekommen war, warf sich Lambert mit einem Fluche in seinen blauen Kittel, schob einen Knotenstock durch das Bündel mit Kleidungsstücken, welches sein Vater ihm geschnürt, und nahm es über die Schulter; die Schiller'schen Räuber staken in der Rocktasche. Der alte Kersting trug einen Korb mit frischer Butter und einem Schock Eier für den Herrn Tafelmacher, um diesen günstig für den neuen Knecht zu stimmen. So machten sich die Beiden auf den Weg nach Schwalborn. Einsylbig schritten sie neben einander her. Dem alten Bauer war das Herz schwer, er wußte selbst nicht recht, weßhalb. Es war ein schwüler Abend. Die hohen Aehren der Kornfelder, durch welche der Weg sie führte, standen unbewegt. Die Vögel hatten sich in die Wälder

geflüchtet. Zuweilen stieß plötzlich ein schwacher Wirbelwind in den Wehsand, in welchen der trockne Sommer die Geleise des Weges verwandelt hatte. Eine dichte Wolke Staub wirbelte dann auf; gleich darnach stand die Luft wieder fest, ohne eine Spur von Regung. Hier und da schoß eine Blindschleiche schlängelnd vor den Wandernden her durch die Wagengeleise und schlüpfte dann ängstlich durch die Kornhalme.

Es ist heiß! sagte der Alte, indem er mit dem Aermel über die Stirn fuhr.

Ja, es wird ein Gewitter kommen.

Wahrscheinlich. Aber wir sind bald da. Da liegt Schwalborn hinter den Pappeln.

Ja, da liegt es! Die Gewitterwolken stehen über seinem Dache!

Lambert sagte dies in einem Tone, daß der Alte auffsah und ihn anblickte. Jener sah auf die Seite.

Als sie auf dem Hofe angekommen waren,

fragten sie nach dem Verwalter. Herr Tafelmacher begrüßte sie in seinem Stüblein mit einem ironischen Lächeln und nahm den Korb entgegen, als ob zwischen ihm und dem jungen Bauer nichts vorgefallen sei. Es war in der That eine gute, versöhnliche Seele, der alte Tafelmacher, und obwol Lambert zu stolz war, ihn darum zu bitten, wies er ihm doch in dem Nebengebäude, wo das Gesinde schlief, ein Dachkämmerchen an, das er mit Niemanden zu theilen brauchte.

Während Lambert hier seine Sachen niederlegte, hörte er seinen Vater vor der Thür mit dem Verwalter leise flüstern.

Gut, gut, es soll ihm erspart bleiben! versetzte Herr Tafelmacher. Ich will thun, was ich kann.

Der Schulze wandte sich nun zu seinem Sohne und gab ihm die Hand. Mit Gott, Junge! Halte dich ordentlich und brav.

Guten Abend, Vater! Kommt gut heim!

Das war Alles, was Vater und Sohn sich sagten. Beiden war das Herz schwer, wie es vielleicht nie in ihrem Leben gewesen. Aber über seine Empfindungen zu reden, ist des Landmanns Sitte nicht. Er ist das Kind der Natur. Die Natur schweigt bei ihren innersten und wunderbarsten Vorgängen. Der Bauer unterdrückt äußere Zeichen dessen, was in ihm vorgeht. Es ist, als ob er große Empfindungen durch viel Gerede entweiht glaube und als ob er das Ergehen in kleinern Empfindungen für einen Luxus des Gefühls halte, der ihm nicht verstattet sei.

Der Verwalter begleitete den Bauer bis ans Thor.

Sonderbares Volk! sagte er dann, als er allein heimkehrte. Ich soll dem Burschen keine Dienstleistungen auftragen, die ihn in die Nähe der Herrschaft führen. Der Demüthigung hal=

ber! Ein Bauer, der sich zum Dienen für zu gut hält!

Lambert hatte unterdeß sein Dachstübchen verlassen und war in den Park hinuntergegangen, um den Rest des Abends draußen einsam zu verschlendern. Er wandelte langsam eine lange Ulmenallee hinab, deren Zweige sich dicht zusammenwölbten. Das Gewitter, das seit lange im Anzuge war, begann in der Ferne leise, verhaltene Donner zu rollen. Die Wipfel rauschten und schüttelten sich. Unter dem Laubdach wurde es dunkel und immer dunkler. Da hörte Lambert in der Ferne Schritte, die heraneilten; auf einem Seitenwege, der in die Allee auslief, kam Karl von Schwalborn herangestürmt; er schritt rasch an Lambert vorüber, ohne ihn zu beachten; eine kurze Strecke hinter ihm eilte Marianne daher; diese wandte sich zurück, als sie neben Lambert stand, und blickte nach dem Onkel Domherrn, welcher, der letzte

der Flüchtigen, den jungen Leuten nicht folgen konnte und noch weit zurück war.

Sie werden durchnaß werden, Onkel! rief Marianne, aufgeregt und lebhaft gerötheten Gesichts. Kommen Sie, kommen Sie! — Dann sich schnell zu Lambert wendend, fügte sie hinzu: Laufen Sie, holen Sie einen Schirm für den Onkel!

Als sie diese Worte gesprochen, schien sie plötzlich erschrocken. Sie mußte Lambert, den sie früher oft gesehen hatte, in diesem Augenblicke wiedererkannt haben. Ein starker Blitz schnitt durch das grüne Laubdach und flammte über ihr Gesicht. Es schien erblaßt zu sein. Ein leises Ah entfuhr ihr, dann eilte sie noch rascher weiter, als sie gekommen. Lambert sah ihr überrascht nach, ohne an den Schirm für den Onkel zu denken. Hätte er auch daran gedacht, er würde seinen kindischen Stolz darein gesetzt haben, ihn nicht zu holen. Er ging langsam heim und warf sich

halb durchnäßt auf das Lager in seiner Dachstube. Er brütete mit rachsüchtiger Wuth über die Worte nach, die der Hauptmann in Beziehung auf Marianne gesprochen und wie einen bösen Samen in sein Herz gestreut.

Daß Lambert Knecht werden solle, war oft Gegenstand des Gesprächs zwischen Marianne und ihrem Bruder gewesen. Beide Geschwister lehnten sich im Herzen wider den harten Beschluß ihrer Mutter auf. Als Marianne Lambert erkannte, fühlte sie etwas wie eine tiefe Beschämung, die noch größer war als ihr Mitleiden.

Fünftes Kapitel.

Mehre Tage waren vergangen. Lambert kam von seiner Feldarbeit heim. Obwol er sich in seiner düstern Stimmung von dem übrigen Gesinde während der Arbeitstunden möglichst entfernt gehalten, hatte er doch einen Ehrenpunkt darein gesetzt, an tüchtigem Zugreifen und rühriger Kraft Keinem der Andern nachzustehen, sie vielmehr Alle zu übertreffen. Herr Tafelmacher hatte lächelnd zugeschaut, wie kräftig der junge Bauer die große Heugabel beim Auf- und Abladen zu schwingen gewußt, und war nicht wenig zufrieden mit der neuen für den Hof gewonnenen Arbeitskraft.

Einige Male hatte Lambert Mariannen gesehen. Worte hatte sie nicht mit ihm gewechselt, aber seine Gedanken waren viel mit ihr beschäftigt. Er fand sie schön — begehrenswerth — er fluchte dem Mephistopheles von altem Preußen, der ihm böse Gedanken in den Kopf gesetzt, welche ihm keine Ruhe ließen. Marianne war frisch und fröhlich, eine gesunde Natur, wie nur die freie Landluft sie, fern von der ermattenden Atmosphäre der Städte, reift. Aber zugleich hatte sie das Reizende, Verlockende der vornehmen Erziehung und Geburt. Für Menschen niederer Herkunft liegt etwas unendlich Verführerisches in der hohen Stellung eines weiblichen Wesens. Während die Eitelkeit sie stachelt, hat eine solche Erscheinung den großen Reiz, den das Fremdartige auf Männerherzen übt; dem Drange, zu idealisiren, kommt der äußere Glanz einer bevorrechteten Lebenssphäre entgegen.

Lambert fühlte sein Herz von Groll und Rachedurst wider die Familie seines Gutsherrn erfüllt. Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in der Dämmerung durch den Garten und den Park wandelte, machte es ihm Freude, sich mit einem verderbenbrütenden Wolf zu vergleichen, der Nachts eine stille Hürde umschleicht; das verborgen glimmende Feuer seines Hasses schürte er wie einen Zündbrand, bestimmt, an eine Mine gelegt zu werden, die Verderben und Zerstörung in das Haus bringt, unter dem sie gegraben ist. Vor Allen aber richtete sich sein Groll wider Marianne; denn ihm selber unbewußt hatte sich nach und nach alles Demüthigende seiner Lage in dem Gedanken zusammengezogen, daß er unter Mariannens Augen in Knechtsgestalt umhergehen mußte. Darum schlug sein Herz so stürmisch, wenn er sie sah. Darum haßte er sie. Es war ein unbewußter Drang in ihm, der ihn hätte die Welt dafür geben

lassen, wenn er sie hätte fühlen lassen können, wie die Schöpfung den Mann über das Weib gestellt und wie dieses sich als Dienerin des Mannes fühlt, sobald Beide als Person der Person sich gegenübertreten und der Strom ihrer individuellen Lebensexistenzen zusammenfließt.

Nach solchen Gedanken trat dann wieder der alte Hauptmann mit seinem ruchlosen Lächeln vor seine Seele.

Eines Abends trat der Domherr zu ihm, als er im Park auf einer Rasenbank lag und dem Girren der Ringeltauben lauschte, die mit ihren tief gurgelnden Tönen das Gehölz erfüllten, in welchem sonst tiefe, abendliche Stille herrschte. Bisher hatte noch Niemand von der Herrschaft mit ihm gesprochen. Der Domherr war von der größten Freundlichkeit. Er schien nachdenklich, zerstreut, ja unruhig. Lambert merkte diesen gedrückten Zustand des alten Herrn, und deßhalb ließ er bald die schweigsame Ver-

stocktheit fahren, die er anfangs zeigte, und ging offen und theilnehmend in das Gespräch ein. Dieses nahm eine Wendung, welche auf den Hauptmann Zerrwitz führte, und der Domherr fragte endlich: Habt Ihr kürzlich dem Hauptmann Zerrwitz ein Geheimniß anvertraut?

Ich? ein Geheimniß? und wer könnte das Ihnen verrathen haben?

Er selbst.

Lambert schüttelte den Kopf.

Junger Mensch, es handelt sich um das Glück einer Familie — antwortet mir offen — ist ein Geheimniß da, um welches Ihr wißt, und das eine Heirath Karl's von Schwalborn mit der Tochter des Hauptmanns Zerrwitz zu einem Glück für unser Haus machte? Ihr seht, ich bin ganz offen gegen Euch gewesen — seid es ebenso gegen mich! Jedenfalls erinnert Euch, was von der Antwort, die Ihr mir gebt, abhängt.

Lambert sah den Domherrn lange schweigend an. Man sah, er sammelte seine Gedanken. Seine Lippen zuckten und das Feuer seines schmalen, mandelförmigen Auges blitzte doppelt stark.

Nun — eine Antwort — Lambert, die Ihr verantworten könnt vor der Wahrheit und als treuer Diener Eurer angeborenen Herrschaft!

Als treuer Diener meiner angeborenen Herrschaft, versetzte bitter lächelnd der junge Mensch, sage ich Ihnen, daß ich allerdings der Bewahrer eines Geheimnisses bin, das einen solchen Fall wie den, von dem Sie sprechen, betrifft. Aber ich habe geschworen, es zu bewahren. Zerrwitz weiß so wenig davon, wie Sie wissen.

Und kann nichts vermögen, es Euch zu entreißen? Zerrwitz hat mir doch von einem überraschenden Glücke, von einem großen Schatze gesprochen!

Hat er? Nun, gelogen hat er nicht. Aber

nehmen Sie mir nicht übel, daß ich schweige. Sie wissen ja, was meine Zunge bindet.

Und wenn es unter dem Siegel der Beichte wäre?

Unter dem Siegel der Beichte? Ich weiß nicht, ob ich es darf. Doch — sei es — ist es eine Sünde, so will ich auch eine Sünde auf mich nehmen für meine angeborene Herrschaft, als ihr treuer Diener, wie Sie sagten, ehrwürdiger Herr. Also unter dem Siegel der Beichte, dessen Bruch die ewigen Höllenstrafen rächen!

Sub sigillo confessionis, sagte der Domherr und machte ein Kreuz, wobei seine Hand zitterte unter dem Einflusse der innern Spannung.

Lambert, der aufgestanden war, während der Domherr sich auf die Rasenbank gesetzt hatte, ließ sich jetzt wieder neben ihm nieder, und dann flüsterte er ihm mit halblauter Stimme

Mittheilungen zu, welche den Hörenden immer heftiger bewegten.

Als er geendet, stand dieser rasch auf.

Nun ist Alles gut — Gott, welches unselige Wirrniß, welche tiefe Trübsal löst dies mit Einem Male! So hatte der Hauptmann doch Recht! Nun, ich will eilen, und sobald ich einen günstigen Augenblick finde, will ich mit meinem Bruder sprechen. Karl dauert mich mit seinem Liebeskummer: er siecht dahin! Und wenn der rechte Moment gekommen, dann mag Zerrwitz mit Euch eintreten; dann nehmt Ihr das Wort, Lambert, und beschwichtigt den Sturm, der sich bei meinem Bruder und, ach! bei meiner Schwägerin erheben wird; nicht, Ihr werdet es? — Der Domherr nahm zärtlich des jungen Bauers Rechte.

Ich will, wenn es sich um Glück und Leben zweier Menschen handelt, kein Pedant sein.

Voll Freude über diese Versicherung schüt-

telte der Domherr dem jungen Bauer die Hand, und dann eilte er davon, dem Herrenhause zu.

Um das Benehmen des Domherrn bei dieser Scene zu verstehen, ist es nöthig, einer langen Unterredung zu erwähnen, welche er am Morgen dieses Tages mit Zerrwitz gehabt hatte. Voll zärtlicher Sorge und Unruhe hatte er seit dem Augenblicke, wo Karl ihm seine Geständnisse gemacht, diesen beobachtet: er hatte einen tiefen Kummer am Herzen seines Neffen zehren sehen, und da er selbst ein weiches Herz besaß, so hatte er es nicht an Zuspruch und Trosteworten fehlen lassen wollen. Aber diese Tröstungen hatten keinen weitern Erfolg gehabt, als Karl zu Ergießungen seiner Leidenschaft zu veranlassen, die zu tief und zu gewaltig war, als daß sie den Oheim nicht endlich hätte rühren sollen. Eine Stimme nach der andern wurde im Herzen des würdigen alten Herrn für die jungen Leute laut. Freilich wagte er nicht,

sich selbst diese Sympathie zu gestehen; in seinen Gesprächen mit Karl suchte er vielmehr diesem alle Hoffnungen eifrig zu zerstören. Aber er that dies mit einer so heftigen Beredtsamkeit, daß es schien, als ob er unruhig nicht allein gegen Karl's Leidenschaft, sondern auch gegen die eigene Schwäche anzukämpfen das Bedürfniß fühle. Vielleicht wäre er siegreich in diesem Kampfe gewesen, wenn Karl ihm mit Gründen geantwortet hätte. Aber Karl duldete schweigend, und der Beredtsamkeit bleicher Wangen und umflorter Augen war der Domherr nicht gewachsen.

In dieser Stimmung traf ihn der Hauptmann. Zerrwitz hatte, nachdem er Lambert's Mittheilungen gehört, rastlos über Planen gebrütet. Der junge Bauer hatte ihm Hoffnung gemacht, daß er für Karl und Cölestine das Siegel brechen werde, das auf seine Lippen gelegt war. Es kam also darauf an, das Ver-

hältniß einer Katastrophe zuzuführen. Auf Lambert's letzte Worte, als er von ihm schied: „Ich will einen Feuerbrand in das Haus dieser Schwalborn schleudern, und Sie fodern von mir, ich soll ihnen eine Million in den Schooß schütten?" legte er kein Gewicht. Es war die Eingebung einer zornigen Aufwallung. Wie sollte sie Stich halten gegen die sichere Aussicht auf die Freiheit, welche Lambert einst von Karl erhalten mußte, wenn er dessen Glück begründete!

Um jene Katastrophe herbeizuführen, schien Karl selbst dem Hauptmann zu unentschlossen, besonders seiner Mutter gegenüber zu ängstlich. Doch glaubte er bemerkt zu haben, daß Karl auch seinen Eigensinn besitze, und daß, wenn er einmal über den Knoten des offenen Geständnisses hinüber sei, er sich fürder jedenfalls fest und unerschütterlich zeigen werde.

Mag der Domherr die heißen Kastanien aus

dem Feuer holen! sagte er und ging, den Domherrn aufzusuchen. Er theilte diesem Lambert's geheimnißvolle Verheißung mit. Der Domherr, dessen Seele arglos und leichtgläubig wie die eines Kindes war, nahm sie mit Begierde auf; er ließ sich zu Allem überreden, was der Hauptmann wollte, denn sein Herz blutete ja, wenn er an seines Neffen und Lieblings Kummer dachte. Nur wollte er zuerst selbst mit Lambert sprechen. Dies geschah, wie eben erzählt wurde. —

Als der Domherr nach dem Gespräche mit Lambert froh von dannen eilte, sah der junge Bauer ihm hohnlächelnd nach.

Alter Thor! sagte er, geh und plaudere und sprich ein Wort aus, das wie ein Blitz in dieses stolze Haus schlagen und Frieden und Eintracht aus seinem letzten Winkel schrecken wird! Baue auf mich! ha, ha, ha! auf meine „Dienertreue für die angeborene Herrschaft" — du sollst sie kennen lernen! Ueber meine Lippen

soll es nicht kommen, was diese sentimentale alte Nonne deinem Hause für Schätze hinterlassen hat, falls ein Schwalborn hochherzig genug ist, ein armes bürgerliches Mädchen zu heirathen.

Während Lambert diese Worte sprach, öffnete sich die Gartenthür des Herrenhauses, und drei jugendliche, anmuthige Gestalten schritten zwischen einer Hecke von Oleander- und Lorberbüschen die Stufen hernieder, welche zu den zierlich abgezirkelten, mit Buchs und Grasnelken eingefaßten Blumenbeeten des Gartens führten. Es waren Karl, Cölestine und Marianne. Sie nahten sich langsamen Schrittes Lambert, der jetzt durch den Garten eilte, um seine Kammer aufzusuchen. Lambert's Züge erhellten sich nach und nach wunderbar, während seine Blicke feurig auf der vollen, jugendlich frischen Gestalt Mariannens hafteten. Als die Drei in seiner Nähe waren, ließ Marianne den Arm Cölesti-

nens fahren, der in dem ihrigen geruht hatte, und neigte sich zur Seite über einen Centifolienstamm. Karl und Cölestine schritten weiter; sie schienen das Zurückbleiben Mariannens nicht zu bemerken. Diese wollte eine Rose abpflücken; sie riß und zerrte an dem Zweige, aber vergebens. Der zähe Ast wollte nicht abreißen.

Es war charakteristisch für Lambert, daß in diesem Augenblick der anmaßende Gedanke in ihm aufstieg: Sollte sie meinethalb an dem Strauche stehen geblieben sein? Doch klopfte sein Herz heftig und seine Stimme zitterte, als er, rasch herbeispringend, den Zweig erfaßte und sagte: Erlauben Sie mir — ich will ihn lösen.

Er überreichte ihr die Blume und sagte leise: Es ist Ihr Knecht, der Ihnen die Rose gibt!

Er sprach dies mit einer Betonung, die Mariannen verwirrte. Aber auch ohne solche Betonung hätten die Worte eines so gewandten und gebildeten Mannes, der sich ihren Knecht

nennen mußte, sie beschämt. Sie suchte ihre Verlegenheit zu verbergen, indem sie ihr erröthendes Gesicht über den vollen Kelch der Rose beugte, deren Blätter kaum dunkler flammten, als die Wangen des jungen Mädchens.

Als sie sich dann zum Gehen wandte, setzte er mit Bitterkeit hinzu: Und weil es Ihr Knecht ist, wären es weggeworfene Worte, wenn Sie ihm dankten.

Ich danke, Lambert, sagte Marianne; und um ihre Unfreundlichkeit wieder gut zu machen, setzte sie hinzu: Sie sagen das so bitter — Sie sind nicht gern bei uns — ich kann es mir denken — es thut auch uns leid, meinem Bruder Karl und mir.

Lambert's Herz schlug hoch auf. In der Bewegung Mariannens zum Fortgehen, während sie noch sprach, schien ihm nämlich eine Auffoderung enthalten, sie zu begleiten, während sie doch nur beängstigt den Bruder einzuholen suchte.

Sprechen wir nicht davon, versetzte er. Wir haben als Kinder oft zusammen gespielt. Erinnern Sie sich noch der Zeit?

O gewiß, antwortete Marianne, froh, das Gespräch in einer so unverfänglichen Wendung begriffen zu sehen. Wir waren oft zusammen und wären es noch öfter gewesen, wenn unsere Spiele nicht gewöhnlich in einem Kampfe zwischen Karl und Ihnen geendet hätten. Sie wollten ihn immer tyrannisiren, und das schönste und beste Spielzeug mußte immer in Ihren Händen sein. O, Sie waren ein recht dreister, verwegener Bube!

Das bin ich wol noch, rief Lambert lachend: das Schönste und Beste scheint mir immer noch wie nur für mich da!

Das ist unrecht. Man muß sich bescheiden.

Das kann ich nicht. Noch in diesem Augenblick brennt meine Seele vor Verlangen nach dem Schönsten und Besten, was die Welt umschließt.

Das waren wieder Worte, die Mariannen erschreckten. Lambert aber sprach eifrig weiter. In seinem Herzen ging eine seltsame Umwandlung vor. Wie erschien ihm Marianne jetzt, wo sie freundlich und doch mit einer für ihn schmeichelhaften Befangenheit mit ihm sprach, so anders als früher! Um seinen Haß gegen sie mußte es ein kläglich Ding gewesen sein! Er vergaß auf einmal seinen ganzen Groll, und seine Seele öffnete sich warmen, erhebenden Empfindungen. Es war ihm, als werde seine Brust weiter, sein Wesen reicher um eine ganze Welt.

Marianne hörte ihm zu und wurde von einem gewissen Zauber erfaßt, der sie umstrickte. Indem sie den verwegenen und hochfliegenden Gedanken des jungen Mannes lauschte, die dieser unter dem Einflusse seiner Stimmung keck heraus in die Seele des Mädchens warf, fühlte sie etwas von der süßen Unruhe, der wollüstigen Beklommenheit, womit wir den Reiz des

Verbotenen und Gefährlichen auf uns wirken lassen.

Nach etwa einer halben Stunde erst fuhr sie aus einer träumerischen und gefährlichen Selbstvergessenheit auf. Sie besann sich, daß sie diesem Gespräch nicht länger zuhören dürfe.

Sie fragte ängstlich: Wo ist mein Bruder geblieben? Ich sehe ihn nicht mehr!

Lassen Sie die Beiden, Cölestinen und Ihren Bruder — versetzte Lambert lächelnd; sie sind um die Ecke jener Taxuswand gebogen und gewiß glücklicher allein!

Marianne sah ihn mit einem fragenden Blick an.

Ihr Bruder liebt Cölestinen, fuhr Lambert fort.

Mein Bruder? Cölestinen?

Er wirbt um sie, sie hat ihm ihre Hand zugesagt und er wird sich in den nächsten Tagen, vielleicht morgen, seinen Aeltern erklären.

Um Gottes willen! und Sie ... woher wissen Sie ...?

Ich weiß es. Sie werden sehen.

Marianne hing mit zu inniger Liebe an ihrem Bruder, um von dieser Nachricht nicht völlig überwältigt zu werden. Sie blickte Lambert mit dem Ausdruck des höchsten Staunens, dann mit rathloser Verzweiflung an. Ihr Bruder liebte — hoffnungslos — die Tochter des Hauptmanns.

Das ist ein großes Unglück! sagte sie nach einer Pause. Thränen quollen über ihre erbleichenden Wangen.

Lambert ergriff ihre Hand; sie ließ sie ihm wie willen- oder gedankenlos: sie war ja nur mit Karl beschäftigt. Weinen Sie nicht — weinen Sie nicht, Marianne — freuen Sie sich dieser Nachricht — Ihr Bruder liebt! rief Lambert aus, froh, der ganzen radicalen Heftigkeit seiner von der Revolution entflammten Seele nachgeben zu können. Weßhalb sollte Ihr Bru-

der nicht die Tochter des Hauptmanns lieben? Weil sie von anderem Stande, von anderem Glauben ist? Was ist der Glaube gegenüber den Offenbarungen des Herzens? Diese sind ewig wie die Sterne, und der Glaube ist eine vergängliche Fiction vergangener Jahrhunderte; der Stand ist ein nichtiger Gedanke der Menschen, als sie noch Kinder waren! O, wie ist alles das so klein und jämmerlich, wenn es sich den urewigen Rechten der göttlichen Menschenbrust entgegenstellen will! Ein Nichts, eine Spiegelfechterei des Affen wider den ruhigen Siegerschritt des Helden, der die Welt befreit, der Vernunft! Marianne — ich bin ein Leibeigener — aber ich liebe Sie — dadurch bin ich Ihnen gleich und ebenbürtig.

Marianne entzog ihm zitternd ihre Hände und wandte sich, um wie ein gescheuchtes Reh davonzufliehen. Sie eilte die Schloßtreppe hinauf und verschwand im Innern des Gebäudes.

Lambert blickte ihr eine Weile nach. Dann wandte auch er sich, um elastischen, kühnen Schrittes in die Gebüsche des Parks sich zu vertiefen. Alle Stimmen seines Innern jauchzten laut auf: wer sein Selbstgespräch, die Gedanken, welche er den verschwiegenen Aesten der hohen Wipfel über seinem Haupte anvertraute, hätte belauschen können — der würde Zeuge des Dithyrambenschwunges einer verwegenen, aber voll dichterischen Feuers glühenden Jünglingsseele geworden sein. Die Linden der Alleen hauchten ihren süßesten Blütenduft und die Nachtluft fächelte weich seine glühenden Wangen. Die weißen Blütendolden des Hollunders schimmerten wie fernher schwebende Feenangesichter durch das Dunkel der Büsche, und die Sterne zuckten so emsig durch das Laubgewölbe, als wollten sie leise niedersinken auf die sinnenberauschte Welt voll Sehnsucht und voll Liebe. Es war die wonnevollste Stunde, die je für Lambert geschlagen.

Wie ganz anders, mit wie viel bitterern Empfindungen erfüllt floß dieselbe Stunde zweien Herzen dahin, die sich in seiner Nähe härmten und zu verbluten glaubten unter dem Kummer dieser Nacht!

Cölestine und Karl saßen auf der Steinbank einer Nische, welche durch einen Einschnitt in eine Taxuswand gebildet war. Karl hatte seiner Geliebten den Erfolg seiner Eröffnungen an den Oheim mitgetheilt; daß er diesen, von dem er vor allen Menschen Wohlwollen und Nachgiebigkeit gegen seine Wünsche erwarten durfte, durch sein Vertrauen anfangs in eine Art Verzweiflung gebracht und jetzt noch immer nicht erweicht, hatte ihn aufs tiefste niedergeschlagen. Er wagte nicht mehr, zu hoffen. Cölestine sah anfangs stumm vor sich nieder. Dann legte sie den Arm um die Schulter ihres Freundes und sagte: Verzagen Sie nicht, Karl, unser stilles Glück ist ja nicht zu zerstören: es ist ewig und

kann uns nie geraubt werden. Unsere Liebe mag verschwiegen und verhüllt vor dem Auge der Welt in unserer Brust ruhen bleiben. Sie wird wie ein stiller, wunderkräftiger See sein, den Niemand kennt und den ein Engel hütet! Wir werden täglich unsere Seelen darin baden, und der Schmerz wird nicht an uns haften können, sondern untergehen in der krystallenen Welle der Empfindung, die ewig rein, ewig beseligend bleibt.

Karl hörte gerührt die Worte seiner Geliebten an, aber er fühlte nicht diese entsagende Kraft in sich, welche sich für himmlische Empfindungen die irdischen Hoffnungen umtauschen läßt. Dem entsagenden, sentimentalen Seelenschwunge seiner Geliebten zu folgen, hatte er Poesie und Schwärmerei genug; aber er hatte doch zu viel praktischen Sinn und zu viel Lebenseinsicht, um die Aufgaben seines Daseins darin zu suchen. Zudem war sein junges Herz ganz ausgefüllt

von dem natürlichen Wunsche jeder ersten Liebe: er wollte besitzen. Aber vergebens bot er alle Kräfte seiner Seele auf, um einen Schimmer von Hoffnung festzuhalten. Er sah Cölestinen jenseits eines tiefen und unausfüllbaren Abgrundes stehen, allein, verlassen, ihrer Seelenpein zum Opfer werdend und vergebens die Hände zum unbarmherzigen Himmel erhebend, dessen düstere Wolken in stolzer Schweigsamkeit ruhig über ihrem gramgebeugten Haupte dahinzogen. Er konnte nicht hinüber zu ihr — es war keine Hoffnung, keine! Er legte das Haupt an Cölestinens Brust und schluchzte bitterlich.

Und wer hatte den Abgrund gegraben, der sie trennte?

Ha — wenn gar dieser ganze Abgrund ein eingebildeter wäre — sagte Karl, das Haupt erhebend, wenn sich das Blut unsers Herzens für nichts und wieder nichts ausströmte! Der Glaube — der Adel — welche Rechte haben

diese Begriffe, das Opfer unsers Daseins zu fodern — denn dieses Opfer soll ich ihnen bringen, da ich nicht leben kann ohne dich! Was ist der Glaube? Es ist der Ewige und sein immerwährendes Gnadenspenden, zu einem Bilde in unserer Einbildungskraft geworden. Und weil dieses Bild in deiner Brust mit einem oder zwei Zügen lebt, die dem Bilde in meiner Brust fehlen, oder umgekehrt — deßhalb sollen wir getrennt sein auf ewig? O der Thorheit! Jedes Auge hat seinen eigenen Regenbogen, so Jedes Brust ihr eigenes Bild von Gott. Das ist seine Unendlichkeit! Und Adel? Man gestaltet in Frankreich den Staat um und ordnet eine neue Gesellschaft ohne Adel. Und was ist ein Ding werth, das so durch den bloßen Willen des Gesetzgebers aus den Begriffen der Menschen gestrichen werden kann? Cölestine — mir ist, als duldeten wir unter der Schreckensherrschaft eines Tyrannen, der längst todt ist und

von dem nur noch die Furcht seines Namens überlebt. Und Tausende dulden mit uns. Aber es regen sich auch Tausende — ja, ich glaube, es ist ein neues Jahrhundert angebrochen, jenseits der Grenzen dieser Landeinsamkeit, in welcher unser Ohr nicht erreicht wird von dem Wehen, das stürmisch die Thore einer neuen Zeit aufreißt. O, könnte ich mit ihnen meine Faust ausstrecken, um die modernde Despotenleiche Vorurtheil, unter deren Schrecken wir keuchen, von ihrem Throne zu schleudern!

Karl war bei diesen Worten aufgesprungen und hatte drohend seine Hände ausgestreckt. Aber Cölestine zog ihn wieder neben sich und sagte:

Verirren wir uns nicht, theurer Karl, in vermessene und verwegene Entschlüsse! Vergessen wir nicht, daß der Drang zu sittlicher Weltordnung die Grundlage nder alten Gesellschaft gelegt hat, und daß der Egoismus, der vom

Genusse sich ausgeschlossen sieht, es ist, welcher die neue Gesellschaft aufbaut. Jene mag entartet sein, auch gebe ich zu, daß dieser Egoismus berechtigt sei. Aber die alte Ordnung der Dinge wird vor der neu projectirten Gesellschaft immer die höhere Idee voraus haben, welche sie ursprünglich gestaltete!

Es war spät geworden, und Cölestine nahm Karl's Arm, um sich heim geleiten zu lassen. Als sie den Park verließen, um in die Allee einzubiegen, welche nach dem Dorfe führte, begegnete ihnen Lambert, den seine innere Bewegung unterdeß umhergetrieben hatte. Er folgte ihnen von fern. Er suchte ein Gespräch mit Karl.

Als Karl langsam wandelnd zurückkam, nahte Lambert sich ihm und redete ihn an. Herr von Schwalborn, sagte er, verzeihen Sie mir, daß ich in diesem Augenblicke Ihre Gedanken in Anspruch nehme. Aber was ich Ih-

nen sagen will, muß jetzt gesagt werden, denn wir sind beide in dieser Stunde in einer hochgespannten Stimmung, die uns berechtigt, auf gleichem Boden zu unterhandeln.

Unterhandeln? und worüber sollten wir unterhandeln? fragte Karl mit einer milden Ruhe, die seltsam mit dem aufgeregten, aus allen Fugen geworfenen Wesen Lambert's contrastirte.

Ueber unser Glück, unser Dasein, über Tod und Leben. Wie jener Gesandte Roms im Schooße seiner Toga, trage ich Krieg und Frieden, Glück oder Vernichtung in meinen Händen und reiche beide Ihnen hin. Was wollen Sie?

Wie soll ich diese Worte verstehen können?

Sie und ich, wir lieben beide — beide ohne Hoffnung — ein Handschlag von Ihnen, und wir können beide so glücklich werden, wie wir sonst elend sein werden.

Erklären Sie sich, Lambert.

Hören Sie; ich besitze einen Talisman, das

Herz Ihrer Aeltern zu wenden. Sie werden einen großen Sturm heraufbeschwören, wenn Sie um die Erlaubniß werben, Cölestinen heimzuführen; aber werben Sie, beschwören Sie getrost und muthig diesen Sturm herauf — ich werde Oel in seine Wogen träufeln, und Sie werden glücklich sein. Dagegen . . .

Nun, dagegen?

Dagegen fodere ich von Ihnen — Ihre Schwester.

Meine Schwester — von mir?

Sie sind Erbe von Schwalborn und werden einst das Haupt der Familie sein — Ihre Einwilligung genügt mir für jetzt; ich kann warten; ich bin jung — Marianne ist es auch!

Karl war wahrlich nicht in heiterer Stimmung an diesem Abend; aber nach den letzten Worten Lambert's konnte er nicht umhin, hell aufzulachen. Des Leibeigenen schlagfertig dreiste, erhitzte Werbung um niemand Geringeres als

seine eigene Schwester hatte etwas so unendlich Komisches für ihn, daß er ein lautes Gelächter nicht zu unterdrücken vermochte und auch nicht suchte.

Lambert fühlte sich dadurch tödtlich beleidigt.

Sie lachen! So wissen Sie — Ihre Schwester liebt mich — und sie wird mein — mein, Ihnen zum Trotz — mögen Sie darüber lachen oder weinen!

Lambert — Lambert!

Aber Lambert hörte nicht. Er wandte sich zornig ab und verschwand in dem Schatten der Nacht.

Durch seine letzten Worte hatte Karl allen seinen Ernst wiedergefunden.

Seine Schwester liebte den verwegenen, tollkühnen Burschen? Das war ein Donnerschlag für Karl. Wie feurig er selber auch noch vor einer Stunde den Unterschied des Standes hatte

niederreißen wollen, der eine unübersteigliche Mauer zwischen liebenden Herzen aufgeführt habe, zum Hohne der reinsten und edelsten Foderungen der Natur — so wenig war er geneigt, seinem eigenen Systeme bis in solche letzte Consequenzen hinein treu zu bleiben. Seine Schwester — und ein leibeigener Bauer! Das war eine Klippe, welcher das keck segelnde Schiff seiner jungen Philosophie sich nicht gewachsen zeigte. Es gibt gewisse Dinge, über die kommt der Verständigste nicht hinaus — dünne, niedrige Hecken, welche Gewöhnung und anerzogenes Denken aus eitel Rankengeschlinge verkrüppelter Begriffe geflochten haben; und doch stutzt der kühnste Renner eurer Willenskraft davor und verweigert den Satz. Ihr kommt nicht hinüber!

Als Karl heimgekommen war, sah er im Zimmer Mariannens noch Licht brennen. Dieses Zimmer ging auf den Park hinaus, und

Marianne hatte ihre Blumen von der Fensterbrüstung gehoben, um sich auf diese zu stützen und die laue Nachtluft einzuathmen. Schwer vom Dufte der Lindenblüten und der Jasmin- und Rosenbüsche des Gartens, legte sich die Atmosphäre wie ein weiches, üppiges Seidentuch warm um ihren Nacken und Busen, dessen zarte Fülle über das offene weiße Nachtgewand zu schwellen drohte. Marianne war sonst nicht eben geneigt, in so später Stunde der Wohlthat eines tiefen und ruhigen Schlummers schwärmerisches Versenken in die stillen Reize einer schönen Sommernacht vorzuziehen. Aber heute war sie seltsam bewegt, der Schlaf floh ihre langen seidenen Wimpern, und es war ihr, als verstehe sie zum ersten Male in ihrem Leben heute die süße Klage des Nachtigallenbusens, die vom unfernen Weiher herüberscholl, als verstehe sie heute zum ersten Male das unruhige Stimmentauschen der Schwäne, die auf dem

glatten Spiegel des Bassins in stolzer Anmuth sachte ihre Kreise zogen. Das hatte sie nie gehört: es tönten Rufe und Flüstern unruhiger Wesen aus dem plätschernden Rauschen der Fontaine unter ihrem Fenster. Es war ihr seltsam ums Herz. Die Nacht war auch so wunderbar, so ganz anders wie andere Nächte. Sonst war die Nacht für Marianne eine Art dunkeln Vorhangs gewesen, der niederrollte über Bewegung und Leben des Tages, ein Actschluß im Drama der Existenz, nach welchem Jeder sich heim begibt und Ruhe sucht. Heute war ihr, als beginne die Nacht nur ein neues Drama, als hülle sie in ihre Schatten ein zweites, innigeres, poetischeres Leben ein, das Leben der Empfindung und der Blumen, der Liebe und der Sterne, die so bewegt glühten, während durch Gesträuch und Wipfel und Luft die Odemzüge eines unsichtbaren Wesens hauchten.

Ob Marianne an Lambert dachte, während

in ihr die Empfindungen und Offenbarungen eines früher ungeahnten Lebens aufstiegen und ihr Herz zu unruhigem Schlagen bewegten? Gewiß ist, daß sie sehnsüchtig bewegt an Liebe und an Leidenschaft dachte und daß eine seltsame Erregung die Trauer um ihren Bruder und Cölestine dämpfte.

Da klopfte es an ihr Zimmer. Es war Karl, der eintrat, ihr die Hand reichte und sie lange mit ernstem, kummervollem Blicke ansah.

Marianne — weßhalb ruhst du nicht? — Du bist unruhig und bewegt — Marianne, sollte es wahr sein — o, nein, nein — es ist nicht möglich!

Was ist nicht möglich, Karl? Was führt dich zu mir so spät?

Sollte sich dein Herz so unwürdig verirrt haben — — nein, nein!

Marianne schrak zusammen. Es war nicht Schuldbewußtsein, es war das Zucken aufdäm-

mernder Gefühle unter einer Berührung, die sie noch nicht ertragen konnten. — Ihrer Psyche begannen Schwingen zu wachsen, die noch viel zu zart und schwach, als daß man hätte die Hülle dichter Verpuppung davon wegzerren dürfen.

Du schrickst zusammen — um Gott, Marianne — also dennoch — sei offen gegen mich — ist das Gefühl deiner Würde, des Anstandes zugleich mit deinem Herzen verloren — in der That so ganz und völlig verloren . . . ?

Karl, unterbrach sie ihn, aufs tiefste in ihrer Jungfräulichkeit gekränkt — ich begreife und verstehe dich nicht. Es scheint, daß in deiner Seele irgend ein unwürdiger Verdacht gegen mich keimt — ich bitte dich, sprich ihn nicht aus — es könnte mich vergessen lassen, daß es mein einziger Bruder ist, der mich kränkt.

Und weßhalb bist du gekränkt — könntest

du dich von meinen schonenden Worten gekränkt fühlen — ohne — ja, ohne ein Schuldbewußtsein?

Schonende Worte — Schuldbewußtsein — du wirst sehr beleidigend — wie seltsam, daß du deiner Schwester mit solchen Worten gegenübertrittst!

Und weßhalb soll ich nicht meiner Schwester ein ernstes, mahnendes, ein strafendes Wort zurufen, wenn ich sie im Begriff sehe, sich — sich wegzuwerfen?

Gott im Himmel — welche Sprache! Geh, Karl, und lege dich ruhig zum Schlummer nieder — ich werde nie mich wegwerfen und nie das Schuldbewußtsein einer Liebe tragen, welche mein Stand und mein Glaube mir verbieten, welche meine Aeltern vor Kummer tödten würde.

Karl war erblaßt. Er antwortete mit zitternder Lippe: Gute Nacht, Marianne. Mögest

du nie erfahren, wie schmerzlich ein Wort verwunden kann!

Er ging. Marianne bereute jetzt bitterlich ihre Heftigkeit. Sie hätte ihn zurückhalten und an seinem Halse ihn um Verzeihung bitten mögen. Aber sie schämte sich dessen und legte sich schmollend zur Ruhe. Karl aber schied von ihr im Herzen gekränkt und überzeugt von der Wahrheit dessen, was Lambert's Zorn ihm verrathen. Weßhalb wäre sie sonst so gereizt, so heftig geworden? — Wer liebt, ist ja ohnehin immer nur zu geneigt, an die Liebe zu glauben.

Siebentes Kapitel.

Als Lambert am andern Morgen erwachte, fand er ein Billet auf dem Tische seiner Schlafkammer liegen, das am gestrigen Tage für ihn angekommen war und welches er am Abend bei seinem Heimkommen in der Dunkelheit übersehen hatte: denn Licht und Feuerzeug gehörten nicht zu dem Inventarium seines Dachstübleins. Er riß das Billet auf. Es lautete: „Der Domherr wird mit Ihnen geredet haben. Wenn Ihre Antworten, wie ich nicht zweifle, befriedigend ausgefallen sind, so bleiben Sie während des nächsten Tages bei der Hand. Dieser Tag kann Ihnen die Freiheit bringen. Ihr Freund Zerrwitz."

Lambert steckte den Zettel mit bitterem Lachen zu sich und ging an seine Arbeit. — —

In dem grünen Familienzimmer, wo wir schon einmal die Mitglieder des Hauses Schwalborn versammelt fanden, war das Frühstück aufgetragen. Gnaden Mama kam zuerst aus ihren Gemächern herunter und begann ihr Tagewerk damit, einen Schrank aufzuschließen, um die Zuckerdose, die aus bewegenden Gründen von ihr außerhalb der Obhut des Gesindes gehalten wurde, herbeizuholen. Karl wanderte draußen vor dem Hause schon seit langer Zeit auf und ab. Als er seine Mutter erblickte, kam er eilig herein. Gnaden Mama — sagte er nach der eingeführten respectvollen Begrüßung — ich habe eine dringende, recht dringende Bitte an Sie — mit der Erfüllung werden Sie mir einen Stein vom Herzen wälzen und vielleicht ein großes Unheil verhüten — ich bitte, fragen Sie mich nicht nach meinen Beweggründen.

Was das für Umschweife sind! Was ist's, was soll ich?

Schicken Sie noch heute den Lambert vom Hofe.

Den Lambert? Daß ich nicht gescheit wäre! Tafelmacher sagt, der Bursche arbeite für vier!

Einerlei — und wäre es ein Herkules — er ist kein Knecht für uns. Der Mensch ist über das Dienen und die Knechtsarbeit hinaus — wir hätten nicht thun sollen, was wir gethan haben; und ich bin bange, daß unsere Härte gegen ihn sich rächen wird. Sie sollen sehen, es gibt ein Unglück, wenn er bleibt!

Gnaden Mama setzte verwundert über die eifrigen Geberden, womit Karl diese Worte begleitete, die schwere silberne Zuckerschale hin, und indem sie beide Arme mit großem Nachdruck in die Seite stemmte, sagte sie: Karl, du weißt, ich lasse mir kein X für ein U ma-

chen. Dahinter steckt etwas. Heraus mit der Sprache! Was ist mit dem Lambert?

Nun, wenn Sie es denn durchaus wissen wollen, so will ich es Ihnen unumwunden gestehen! Der Mensch hat die Verwegenheit...

Nun?

Bis zu Mariannen aufzusehen.

Was sagst du da? Unmöglich!

Frau von Schwalborn war im höchsten Grade — nicht eigentlich erstaunt, sondern unangenehm afficirt; sie machte eine Bewegung, als ob sie etwas abschütteln wolle, das sie fatal berühre, etwas Unreines, das ihr nahe gekommen. Der Bauer erhob seine Augen bis zur Freiin von Schwalborn! Das war eine zu ausgemachte und offenbare Verrücktheit, als daß ein verständiger Mensch sich darüber hätte erhitzen können.

Ja, ja — sagte Gnaden Mama deßhalb, sich augenblicklich fassend, mit großer Ruhe —

es war mir immer ein widerwärtiger Mensch, dieser studirte Schlingel. Du hast Recht. Fort mit ihm! Tafelmacher soll ihn noch diesen Morgen vom Hofe jagen und ihn mit dem Einschließen ins Halseisen bedrohen, so er sich wieder allhier blicken läßt. Der verrückte Mensch! Hätte ich noch einen Funken Theilnahme für ihn und Sorge, daß er sich bessere, so würde ich ihn durch den Gerichtshalter eine Zeit lang ins Loch sperren lassen. Aber jetzt ist er mir in seiner Ruchlosigkeit zu widerwärtig. Er mag laufen, wohin er will!

Frau von Schwalborn ließ sich in den Armsessel nieder, während Karl ihr einen Schemel unterschob. Bring mir mein Sacktuch, Karl, fuhr sie fort. Mariannen sagst du nichts. Das Kind darf nichts ahnen. Das versteht sich. Aber sage mir doch — woher weißt du . . . wie hat sich der Mensch verrathen? Nein, still, ich höre Mariannen kommen — geh lieber

gleich zum Tafelmacher und sage ihm meine Willensmeinung in Betreff des Schlingels. Keine Minute Aufschub.

Karl ging, während Marianne eintrat. Die Blicke beider Geschwister begegneten sich — es lag eine ungewöhnliche Kälte darin. Der Morgengruß stockte auf Beider Lippen. Marianne sah blaß und überwacht aus.

Gnaden Mama begann ihr Frühstück einzunehmen, während dessen sie ein stilles Selbstgespräch führte. Marianne hatte sich in eine Fensterbrüstung gestellt, um das Erscheinen des Vaters und des Oheims abzuwarten. Bald darauf trat Karl wieder ein. Aber kaum hatte er seiner Mutter ein paar Worte zuflüstern können, als sich draußen auf dem Corridor ein großer Lärm erhob. Man hörte die Stimme des Freiherrn Guntram laut und heftig erschallen, während sein Bruder Desibodus Ehrembrecht beschwichtigende Worte dazwischenmischte. Die Thür

flog auf, und hochgerötheten Gesichts trat der Hausherr ein. Ihm folgte mit der niedergeschlagensten Armensünderphysiognomie der Domherr.

Was habt Ihr denn, um Gottes willen? fuhr Frau von Schwalborn auf — welcher Lärmen ist das am frühen Morgen?

Marianne, geh hinaus und verbiete dem Gesinde, ins Zimmer zu kommen — sagte der Freiherr. Liebe Agnes — ich habe eben eine Eröffnung anhören müssen, die ich aus Desibod's Munde nicht erwartet hätte. Denke dir ums Himmels willen, mein Bruder will durchaus den langen Schlingel da verheirathen, und — beim Henker — er hat mir eine äußerst passende Partie in Vorschlag gebracht!

Oheim — lieber Oheim, was haben Sie gethan! rief Karl zu Tode erschrocken. Seine Mutter aber sah voll Erstaunen auf und stemmte wieder die Arme in die Seite, diesmal mit noch weit größerer Feierlichkeit als vorher.

Nun? sagte sie gedehnt und streng.

Denke dir, er will, ich soll in die Verlobung Karl's mit . . . mit Cölestine Zerrwitz einwilligen!

Mon frère! rief Frau von Schwalborn mit einem Blicke voll tiefster Entrüstung aus. Ist denn alle Welt über Nacht toll geworden?! Ich hoffe zu Gott, daß dies ein schlechter, miserabler Spaß ist!

Des Domherrn Muth und Entschlossenheit war zu seiner ersten Eröffnung an seinen Herrn Bruder vollständig aufgebraucht; dem zornigen Worte seiner Schwägerin wußte er nichts mehr entgegenzusetzen, als einige zitternde Worte. Aber Masoeur, stammelte er — Sie werden doch Ihren einzigen Sohn nicht unglücklich sehen wollen. Sie wollen doch um solcher Hindernisse willen, welche schon sehr einsichtige Leute Vorurtheile genannt haben . . .

Vorurtheile? mein Sohn soll eine Person

ohne Geburt, eine Protestantin heirathen — du gerechter Himmel — mon frère, was muß ich erleben?!

Karl hatte bis jetzt schweigend diesen Wortwechsel angehört, entrüstet über seinen Oheim, der ohne sein Mitwissen einen solchen Schritt gethan, erschrocken über die Folgen eines solchen unzeitigen Geständnisses. Aber da nun einmal die Sachen so weit gediehen, trat er entschlossen seiner Mutter einen Schritt näher und sagte: Liebe Mutter, ich bitte Sie um Gottes willen, mich ruhig anzuhören. Ich weiß nicht, was meinen Oheim vermocht hat, sich in meine Angelegenheit auf diese unberufene Weise zu mischen; aber da er mein Geheimniß einmal ausgesprochen hat, so darf ich nicht länger schweigen. Ich liebe Cölestinen; es klebt kein Flecken, kein Hauch an ihr, der mir verböte, dies aller Welt zu gestehen, und sobald Sie ruhig meine Worte anhören wollen, werde ich Sie um Ihre

Einwilligung zu einem Bunde bitten, den ich fest entschlossen bin, zu knüpfen!

Karl, Karl! was muß ich hören? — Aber das ist Ihr Werk, mon frère! schrie Gnaden Mama außer sich — Ihr Werk ist es! Sie haben dem Jungen solche Thorheiten in den Kopf gesetzt — ich habe immer mit Schrecken daran gedacht, was einmal aus dem überspannten Wesen werden müsse — aus Ihren gottlosen Poetenbüchern und Versen und Reimereien — ja, gottloses Zeug haben Sie mit dem Jungen getrieben, Mondschein und Liebelei und Veilchendüfte und Bücherlesen — das ist lauter ungesundes Zeug und Teufelsverlockung! Wenn mir solch ein Geßner und Jacobi und Hölty und Boje ins Haus käme, einen Tritt würde ich den Fuchsschwänzlern geben! Nun hat der Junge den Unsinn im Kopfe stecken, und wer wird ihn wieder herausbringen!

Der Domherr fuhr hin und her, als ob er

auf Kohlen stände. Er hatte vorhin, ehe er sich zu seinem Bruder begeben, zu Lambert geschickt, um diesen herbeizuholen, und nun blickte er fortwährend nach der Thür in krampfhafter Spannung, ob diese nicht endlich sich öffne und der Retter eintrete. Lambert sollte ja mit seinen Eröffnungen ihm zu Hülfe kommen und ihn aus der Klemme ziehen. Wo blieb Lambert, Lambert, an dem sein letztes Heil hing!

Unterdeß fuhr Gnaden Mama zu eifern fort: Dies ist ein unglücklicher Morgen — ein Morgen, worin ich wie in einem Tollhause bin! Sagen Sie nur, mon frère, wie kommen Sie . . .

Liebe Masoeur — verschonen Sie mich mit Ihren Vorwürfen — ich habe geredet, was mir der Hauptmann Zerrwitz aufgetragen, und dieser versichert, wenn Sie einwilligten, würde ein großes Glück über Ihr Haus kommen!

Ein großes Glück?! O dieser windige, ver-

logene Preuße! Also der steckt dahinter? Dachte ich's doch! Karl wäre nie auf solche ruchlose Gedanken gekommen. Die hochmüthige Mamsell und der Herr Papa — die also haben den einfältigen Jungen verführen wollen! Und Sie sind von so charmanter Gefälligkeit, sich zum Werkzeuge herzugeben!

Masoeur! sagte der Domherr aufwallend.

Frau von Schwalborn riß heftig an der Klingel. Ich will hier einschreiten, daß Ihr Eure Freude daran haben sollt! fuhr die eifernde Dame fort — eine solche Scene, wie diese, soll sich nicht mehr in meiner Gegenwart wiederholen!

Ein Diener war eingetreten.

Wenn der Hauptmann Zerrwitz und seine Tochter sich vorstellen, um ihre Aufwartung zu machen, so sind wir verhindert, sie zu sehen. Versteht Er?

Ja wohl, sagte der Bediente und wollte sich

entfernen, als der Domherr ihn zurückhielt und ihn anschrie: Um Gottes willen, wo ist denn der Lambert, weßhalb kommt der Lambert nicht?

Der Lambert ist fort.

Fort?!

Ja, Ew. Gnaden; Herr Tafelmacher hat ihn auf Befehl der gnädigen Frau so eben im Beisein der Dienerschaft vom Hofe gejagt.

Marianne sah mit einem erschrockenen Blicke ihre Mutter, dann mit wehmüthigem, vorwurfsvollem Ausdrucke ihren Bruder Karl an. Der Domherr aber schlug die Hände voll Schrecken zusammen und sagte: So ist Alles verloren! — Er war außer sich. Lambert war fort, und er — er durfte nicht reden. Ein paar Worte, und Alles wäre geschlichtet gewesen. Aber ein heiliges, unverletzliches Siegel lag auf seiner Lippe. Er stand die Qualen eines Märtyrers aus; er verzweifelte und wünschte sich den Tod.

Er lief im Zimmer auf und ab, er weinte wie ein Kind, der greise Mann!

Mon frère, hob Gnaden Mama wieder an, nachdem sie rasch eine große Anzahl Prisen genommen, wenn mir recht ist, so haben Sie sehr lange keine Residenz bei Ihrem Capitel mehr gemacht!

Agnes! fiel der Freiherr Guntram mit strafendem Tone ein.

Aber Agnes ließ sich nicht irre machen. Sie sah mit Befriedigung, wie der arme Domherr endlich ganz zerschmettert aus dem Zimmer stürzte, um ins Freie zu kommen. — Karl, geh auf deine Stube, fuhr sie fort. Ich will mit deinem Vater reden, was mit dir anzufangen, um deine Marotte zu curiren. Marianne, du hast in der Milchkammer zu thun.

Nachdem sie so die Anwesenden fortgeschickt, ging Gnaden Mama mit ihrem Gemahl über die weiter nöthigen Schritte zu Rathe. — —

Lambert schnürte augenblicklich, nachdem auf dem Hofe vor dem Gesinde die Scene stattgefunden, deren der Diener erwähnte, sein Bündel. Er war in höchster Aufregung und bestürmt von den widerstreitendsten Gefühlen, von Liebe und Haß, von Freude, Rachsucht und Zorn. Er freute sich, der Fesseln entledigt zu sein, und fühlte doch die grimmigste Wuth über die schmachvolle Art, wie man ihn fortsandte. Er sagte sich jubelnd, daß er den Staub von seinen Füßen schütteln könne, und doch war die Schwelle, die er überschritt, um nie wiederzukehren, die Schwelle des Hauses, welches Marianne bewohnte. Seine Rachsucht und sein Zorn wendeten sich hauptsächlich gegen Karl. Dieser mußte ihn ja verrathen haben, das war der einzige erdenkbare Grund, daß man ihn fortschickte — sie, Marianne, davon war er überzeugt, hatte keinen Theil an dieser schmachvollen Behandlung.

Als er den Hof verlassen und im Begriffe war, den Weg einzuschlagen, der nach seines Vaters Hofe führte, sah er den Hauptmann daherkommen. Zerrwitz machte seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang durch die Kornfelder, noch im kurzen Ginganschlafrock mit dampfendem Meerschaum und in der Klappmütze aus grauem Filz — den stehenden Attributen seines morgendlichen Erscheinens. Er sah gedankenvoll aus, und als er neben Lambert stand, sagte er sehr verwundert: Lambert! Wohin? nach Hause?!

Nach Hause — man hat mir das Vergnügen gemacht, mich heim zu schicken! Ich tauge nicht zum Knecht! ha, ha, ha!

Was ist das? Aber ich habe Sie nöthig in Schwalborn.

Mag sein. Ihr müßt schon sehen, wie Ihr ohne mich auskommt, tapferer Krieger!

Um Gottes willen, wenn Sie nicht bleiben —

Sie wissen ja, um was es sich handelt — Sie wissen — haben Sie meinen Brief erhalten?

Ich weiß nichts, gar nichts, edler und ritterlicher Hauptmann! Ich werde geraden Weges unter das Dach meiner Väter heimkehren und dann wahrscheinlich den Wanderstab ergreifen, einen tüchtigen Eichenknittel, um die Welt damit zu erobern, die nöthig zu haben scheint, daß ein tüchtiger Mann sich ihrer annimmt.

Dummer Schnack! Sie bleiben — sage ich Ihnen — oder der Teufel ist los.

Es würde mir viel Vergnügen machen, ihn sehen und meiner Hochachtung versichern zu können. Aber daß ich auf ihn warte, wird er nicht verlangen.

Dreister Schwätzer!

Glaubt Ihr, ich werde wie ein gehorsames Kind meine Lection auffsagen und Geheimnisse ausplaudern, die dazu dienen sollen, meine Feinde, ja, just meinen Todfeind glücklich zu

machen? Adieu, Hauptmann Zerrwitz. Grüßt Euer holdes Töchterlein von mir. „Lösch deine Laterne aus, schlauer Diogenes — du hast deinen Mann gefunden!“ sagt Spiegelberg. Auf Wiedersehen, tapferer Krieger!

Lambert ging. Der Hauptmann stand, als wenn der Blitz vor ihm eingeschlagen. Ohne Lambert war sein ganzer Plan zu nichte gemacht. In höchster Bestürzung eilte er zum Schlosse, um den Domherrn aufzusuchen. Aber auf dem Hofe schon kam ihm ein Diener entgegengeeilt, ein höchst diplomatischer Bauerbursch, der die Weisung seiner Herrschaft in die unumwundene Anzeige übersetzte, daß man Befehl gegeben habe, den Hauptmann wie seine Tochter abzuweisen, so oft sie nach Schwalborn kämen. Der Domherr sei mit dem Einpacken beschäftigt und wolle abreisen, nachdem er einen Wortwechsel mit seinem Bruder und seiner Schwägerin gehabt, setzte der Diplomat im Zwillichkittel hinzu.

Der Hauptmann stieß seinen kräftigsten Fluch aus. Sein Herz kochte vor Wuth. Statt sich selbst anzuklagen, sah er in Lambert den Verräther, der sein Unglück verschuldete.

Er hatte so sicher darauf gebaut, daß dieser, in der Hoffnung, seine Freiheit geschenkt zu bekommen, alles sagen werde, was man verlange. Und nun ließ ihn der unselige, unerklärliche Mensch so schmählich im Stich. Alle seine Hoffnungen lagen zu Boden. Er hatte sich rächen wollen und war selbst von dem Schlage getroffen, den er auf seinen Feind geführt. Statt des Triumphs hatte sein Ehrgeiz die schmachvollste Niederlage erhalten. Zerrwitz war rathlos, und als er, zu Hause angekommen, das milde, trauernde Antlitz Cölestinens sich über ihre Blumen neigen sah, um ihm ihren Morgengruß zuzurufen — da hätte der harte, steinerne Mann Thränen des Schmerzes und ohnmächtiger Wuth weinen können.

So war mit Einem Schlage der Friede vernichtet, dessen Genius seine schützenden Schwingen über das stille Herrenhaus von Schwalborn gebreitet hatte. An die Stelle der Eintracht war Zorn und Gereiztheit und Rachsucht getreten. Die Kinder sahen sich ihren Aeltern, der Bruder seiner Schwester feindlich gegenüber. Die kindliche und leichtgläubige Marianne war aus allen Geleisen ihres harmonischen Wesens geworfen. Karl's Schmerz grenzte an Verzweifelung.

Das Herz des guten Oheims sah sich blutend aus dem Hause verbannt, worin es sich mit allen seinen Neigungen und Phantasien seit Jahren eingesponnen und so heimisch gefühlt — dafür standen außen zwei erbitterte und verwegene Feinde drohend vor diesem Unglückshause — Lambert und der Hauptmann.

Haben die Leidenschaften diesen Umschwung hervorgebracht? Nicht sie allein. Diese Leiden-

schaften würden nicht entstanden sein, wenn sie sich nicht hätten nähren können aus dem unsichtbaren Gedankenstoffe, welcher die Atmosphäre jener Tage erfüllte, welcher in jeden Athemzug der Generation sich drängte. — Einen Triumph konnte der alte preußische Hauptmann über den Freiherrn feiern: die Revolution war da — sie war im eigenen Hause des Freiherrn von Schwalborn ausgebrochen.

Wiener Erlebnisse.

Erstes Kapitel.

Es waren beinahe vierzehn Tage verflossen, seitdem der Domherr und Lambert Kersting den Herrenhof von Schwalborn verlassen. Der Freiherr Guntram und seine stattliche Gemahlin saßen sich an demselben Steintische unter der alten Linde gegenüber, an dem wir sie, umgeben von einem kleinen Kreise zufriedener und blühender Gesichter, beim Beginn unserer Erzählung erblickten. Jetzt waren ihre Züge umwölkt; die beiden bejahrten Leute saßen allein und verlassen da; fort- und davongeflogen waren ihre Kinder, als ob sie nie welche mit Sorge und Angst großgezogen; kein muthwilliger Scherz, kein

helles, fröhliches Lachen wurde mehr laut in den Umgebungen des verödeten Herrenhauses. Der Freiherr sah vergebens die Allee zum nahen Dorfe hinunter, durch welche früher um diese Stunde der steife preußische Soldat mit festen Schritten anmarschirt kam, um den sehnsüchtig harrenden Freund erst mit dem „Reichspostreiter" zu ärgern und dann im Taroc zu schlagen. Cölestinens schlanke Gestalt glitt nicht mehr rasch an den Baumstämmen vorüber, um zu ihrer Seelenfreundin Marianne zu eilen und ihr die Rührung mitzutheilen, welche sie eben aus Lafontaine's neuestem Romane geschöpft. Es war Alles in Groll und Feindschaft, Alles auseinandergesprengt.

Das kommt bei deinen energischen Maßregeln heraus, ma chère, seufzte der Freiherr. Mein Leben ist verbittert!

Lieber Guntram, wenn Kraft und Entschiedenheit ebenso wenig kosteten, wie Schwäche

und Geduld, was hätten dann die Schlafmützen voraus? Die Welt würde dann beneidenswürdig reich sein an großen und starken Charakteren. Es wäre gut, wenn du darüber etwas nachdächtest, mon cher!

Da kommt Tafelmacher, sagte der Freiherr nach einer Weile.

Was will Er, Tafelmacher?

Gnädiger Herr, sagte der Verwalter, der mit einer tiefen Verbeugung herantrat, der alte Bauer, der Kersting, ist da; er will Ew. Gnaden sprechen und um einen Paß für den Lambert bitten.

Einen Paß? fragte der Freiherr verwundert.

Wohin will er denn? fiel Frau von Schwalborn neugierig ein.

Er hat Jemanden gefunden, der ihn mit sich nach Paris nehmen will; es ist ein reicher Herr, der aus Cleve kommt, Cloots heißt er, Baron Cloots . . .

Cloots, der Phantast?

Cloots, der Lump? sagte Gnaden Mama, der seinen christlichen Namen verleugnet und sich umgetauft hat in — in — wie heißt es —? Es lautet beinahe wie Antichrist!

Anacharsis, sagte der Freiherr. Was meinst du dazu, Agnes?

Laß ihm einen Paß schreiben, in Gottes Namen — gib ihm Pässe, so viel er haben will, bis ins Land, wo der Pfeffer wächst, hinein!

Sagt dem Gerichtshalter, er solle den Paß ausfertigen, befahl der Freiherr.

Aber haltet uns den Schulzen vom Leibe — es ist mir durchaus nicht darum zu thun, eine Conversation mit ihm zu haben, setzte die Dame hinzu.

Der Verwalter verbeugte sich und ging.

Da reisen zwei schöne Subjecte zusammen, fuhr Frau von Schwalborn fort. Es ist gar nicht auszusagen, wie viel verrückte Köpfe jetzt

auf einmal in der Welt auftauchen. Wenn mir der Junge, der Karl, nur wieder zur Vernunft kommt! Fort mußte er von hier — aber daß du darauf bestanden hast, ihn nach Wien zu schicken — es will mir nicht in den Sinn. Seine römisch-kaiserliche Majestät Josephus der Andere — richtig ist es auch bei dem nicht im Kopfe — richtig ist es nicht — dabei bleib' ich und lasse es mir nicht abdisputiren!

So bleib du dabei, liebe Agnes, ich bin weit davon entfernt, mit dir darüber zu disputiren. Wer glauben kann, daß Wien nicht das einzige und letzte Bollwerk der Ordnung in der Welt, daß der Sohn der großen Kaiserin Maria Theresia nicht der Inbegriff der höchsten Regentenweisheit ist, dem habe ich nichts mehr zu sagen!

Der Freiherr stand auf, that einige sehr heftige Züge aus seinem Meerschaum, und dann entfernte er sich schmollend und in seinem Heiligsten tief gekränkt.

Geh du nur, du wirst es sehen! sagte Frau von Schwalborn, ohne von ihrem Strickstrumpf aufzublicken oder die Verstimmung ihres Gatten einer Notiznahme zu würdigen.

Dieser setzte sich in einen Gartenstuhl, auf dessen Rücklehne er den Kopf legte, rauchte und hielt die Augen auf das Storchnest über seinem Dache gerichtet, das jetzt von den flügge gewordenen Jungen verlassen und verödet war, wie sein eigenes Haus. Er dachte an Karl, dem sein Herz nachzog mit aller Fülle väterlicher Liebe und Sorge. Karl war auf Reisen geschickt worden. Er sollte in der Fremde seine unglückliche Leidenschaft vergessen. Nach Wien hatte man ihn gesandt, in Wien war ein Bruder seiner Mutter, ein Freiherr von Meichelbeck, Gesandter eines kleinen deutschen Hofes; von diesem sollte er in die Welt eingeführt werden und, dem Glanze des vornehmsten Hofes der Erde nahe gebracht, einsehen lernen, in welche

Verirrungen seine unberathene Einbildungskraft gerathen, als sie in dem Herzen einer Demoiselle Zerrwitz einen auch nur oberflächlicher Rücksichtnahme werthen Gegenstand gesehen.

Wo war Karl in diesem Augenblicke? Der alte Freiherr hatte ja auch die Reise zu verschiedenen Malen gemacht, und indem er sich ein Bild der ganzen Route vorzustellen suchte, während er so mit zurückgelegtem Kopfe in die blaue Luft sah, berechnete er die Entfernung, welche ihn von dem lieben Sohne trennte. — In Nürnberg, in Regensburg konnte er jetzt sein; — womit mochten sich seine Gedanken beschäftigen — flogen sie seinen Schritten voraus, mit freudiger Hast dem Ziele zu? oder waren sie an der stillen Heimat haften geblieben und schwebten hier sehnsüchtig um Cölestinens rebenumsponnenes Fenster, während sie gereizt und erkältet von dem Bilde der Aeltern und dem verlassenen Vaterhause sich abwandten?

Darüber grübelte Guntram nach und wurde weich darüber; das Feuer seines Meerschaums erlosch, seine Arme verschränkten sich über der Brust, und als sein Blick auf ein Fenster fiel, hinter welchem Mariannens jetzt auch verödetes Zimmer lag, beschlich ein tief wehmüthiges Gefühl das gute und biedere Herz des alten Freiherrn von Schwalborn.

Karl war übrigens viel weiter, als sein Vater glaubte, und vielleicht auch schon weiter, als die kühnsten Hoffnungen seiner Mutter reichten, wenn sie an die Heilung seines Herzens dachte.

Man reiste schon bedeutend rascher, als in den patriarchalischen Zeiten, in welchen der ehemalige Reiteroffizier Maria Theresia's seine Fahrten nach der Kaiserstadt gemacht. Karl war bereits in Wien. Er war seit einigen Stunden bei seinem Oheim richtig und wohlbehalten eingetroffen. Der Freiherr von Mei-

chelbeck wohnte in einem schönen Hause in der Leopoldstadt. Er war ein freundlicher, lebhafter und doch, wie es Karl schien, kalter Mann, der den Neffen nach seiner Weise herzlich, aber immer ziemlich kühl empfing, und nach einer Viertelstunde Hin- und Herredens über die ferne Familie und Karl's Reiseerlebnisse ihn ohne Umstände wegsandte, weil er nun durchaus seine Siesta halten müsse. Karl war ein wenig beleidigt darüber. Aber er vergaß den Aerger wenige Minuten nachdem er sich mit einem förmlich brennenden Schaudurst in das Wogen und Treiben der großen Stadt gestürzt. Tausend Dinge verlangten hier seine Aufmerksamkeit. Bald waren es glänzende Läden, bald die wunderlichen Trachten fremdländisch redender Menschen, bald die Gebäude, bald Züge Militairs, von Gold strotzende Carossen, herrliche Ungarpferde, frappante Physiognomien — was ihn fesselte und jeden Augenblick stillstehen ließ. Er

sah am Stephansdome hinauf, er durcheilte die Höfe der Burg, er schlenderte über Kohlmarkt, Graben, Kärnthnerstraße, die Glacis — er hätte Alles verschlingen mögen mit den Augen, in solcher Aufregung war er. Dies war ja Wien, der geistige Mittelpunkt der Welt, in welcher er gelebt, die hohe Schule der Lebensanschauung, in deren Traditionen ein Cavalier aus katholischem Hause von damals auferzogen wurde — dies war das Wien seines Vaters, das Wien, welches der Pol seiner frühesten Reisewünsche gewesen, das Wien Maria Theresia's und Joseph's des Zweiten, die Kaiserstadt endlich, in welcher sich Alles concentrirte, was die deutsche Welt von 1790 an Großartigkeit, an historischer Poesie und an Macht besaß.

Wien war Karl wie eine zweite Heimat. Und es war seltsam: in den wenigen Häusern, die er in den ersten Tagen seines Aufenthalts betrat, wehte ihm derselbe eigenthümliche Duft

entgegen, der in den dunkeln getäfelten Gemächern seines väterlichen Hauses herrschte und den er sonst nirgends in der Welt bemerkt hatte.

Ermüdet kehrte er von seinem ersten Ausfluge in der Dämmerung zu seinem Oheim zurück. Dieser erwartete ihn zum Abendessen und schien nach seiner Siesta jetzt in der freundlichsten und mittheilsamsten Stimmung von der Welt. Er war ein magerer Mann über Mittelgröße, Karl's Mutter, seiner Schwester, auffallend ähnlich; ein geröthetes Gesicht deutete eine Neigung für den Wein mit größerer Aufrichtigkeit an, als es sich für eine Diplomatenphysiognomie eigentlich ziemen wollte. In der That sah Karl mit großer Verwunderung den alten Herrn bald eine Flasche Menescher Ausbruch, dann mehre Gläser echten Cyperweins und endlich einen großen Becher des schwersten und feurigsten Tokaiers leeren, ohne daß dadurch seine Seelen-

ruhe nur im geringsten erschüttert worden wäre. Das Souper fand in einem kleinen Gartensalon statt, dessen Wände mit Estrich bedeckt waren, die in sinniger Abwechselung ein blaues Haus mit einem Ziehbrunnen und einen blauen Reiter auf einem dicken blauen Hengst, dann wieder den Ziehbrunnen, dann wieder den Reiter darstellten. Die Flügelthüren zu dem kleinen Garten standen offen und ließen den Duft der Resedabeete in das Gemach. Während des Essens schüttete Karl dem Oheim seine von den Eindrücken des Tages bewegte und überströmend volle Seele aus. Der Oheim schwieg. Als aber die Speisen abgetragen waren, schob der alte Herr seinen Lehnstuhl an die offene Thür und hieß Karl ein Gleiches thun.

Ich habe mit dir noch zu plaudern, guter Junge, sagte er, und während er sprach, lächelten seine schmalen Augen sehr verschmitzt und die Nasenspitze bewegte sich seltsamer Weise

immer in gleichem Tact mit der Oberlippe. Nach den Beobachtungen, die ich über dich mache, muß ich dir gestehen, daß du einen Fehler hast, Karl, und ich kann nicht eilig genug dich davon zu heilen suchen, wenn irgend etwas aus dir werden soll.

Und dieser Fehler ist, lieber Onkel?

Du hast viel zu viel Respect vor tausend mittelmäßigen Dingen; du läßt dir zu sehr imponiren — ich glaube, dein guter Onkel Desibod hat dir diese blaue Vergötterungslust beigebracht. Nichts schädlicher als das, mein Junge. Wenn du nicht bald zu der Einsicht kommst, daß Alles in der Welt höchst menschlich, klein und erbärmlich ist, so wirst du dein Leben lang an der Nase herumgeführt werden. Du schüttest mir da deinen Enthusiasmus aus über die Größe unserer erhabenen Kaiserfamilie, die Höhe des Stephansdomes, die Schönheit der Stadt Wien, und wenn man dich hört,

sollte man meinen, die Welt sei ein Ausbund von Vortrefflichkeit. Ich aber sage dir, Jüngelchen, sie ist durchaus eine Pfuscherarbeit, und das präge dir getrost als erste aller Wahrheiten ein: das Meisterstück der Schöpfung, der Mensch, ist unserm lieben Herrgott leider am vollständigsten misrathen!

Ich bin allerdings zu Pietät und Respect erzogen worden, lieber Onkel, versetzte Karl etwas beleidigt, und ich glaube, daß man wohl daran gethan hat, mich so zu erziehen!

So, glaubst du in der That, lieber Junge? Stimmt dies mit deinen pädagogischen Principien überein? sagte der Diplomat mit einem Anfluge von Spott.

Ich glaube, sagte Karl lächelnd, Sie finden es höchst respectwidrig, daß Ihr Neffe Ihnen zum Trotz vor etwas in der Welt Respect haben will.

O nein, versetzte der alte Herr und der

spöttische Zug um seine schmalen Lippen trat noch stärker hervor; nur begreife ich dann nicht, wie deine Pietät gegen deine Aeltern nicht deinen Verstand vor Verzerrung in schlechte Witze bewahrt hat!

Der Oheim lachte laut auf über seine treffliche Anspielung, Karl wurde dunkelroth und sagte flammenden Auges: Lieber Onkel, Sie werden fühlen, daß Sie sich in diesem Augenblick incompetent machen, über schlechte Witze zu Gericht zu sitzen!

Nun, ich wollte dich nicht beleidigen — lassen wir das — nach wenig Tagen, die du hier in Wien verlebst, wird dein Herz geheilt sein — man muß nur nie viel Aufhebens von etwas machen, darin liegt alle Weisheit beschlossen — merke dir das, Karlchen. Nichts bewundern, nie viel Aufhebens machen — und milde urtheilen — das sind die drei Spitzen der höchsten Lebensweisheit! Was deinen un-

menschlichen Respect und gläubigen Enthusiasmus für alle möglichen Dinge angeht ...

Sie beurtheilen mich falsch, lieber Onkel; glauben Sie mir, ich sehe klar und bis auf den Grund der Wahrheit, hundert Vorurtheilen gegenüber, welche die Welt beherrschen!

Die Welt wird aber von tausend Vorurtheilen beherrscht, und du hast es also immer noch mit einem Rest von neunhundert zu thun; darunter sind tüchtige Bursche, sage ich dir, Vorurtheile, die Hand und Fuß haben und manchem armen Teufel das Leben sauer machten! Eh bien — was wollte ich sagen? ja, ich will einen Unterricht mit dir beginnen, du sollst eine Art moralische Cur durchmachen, ehe ich dich in die Welt lancire; du nennst mir ein beliebiges Ding, das deinen Enthusiasmus erregt, und ich zeige dir, daß es ein Ausbund von Unbedeutendheit und bedauerlicher Schwäche ist. Stelle eine Gestalt vor mich hin, einen

Helden, zeige mir die stolzeste Stirn, ich bin bereit, mein Aschenkreuz darauf zu machen und ihm das memento quia pulvis es et in pulverem reverteris zuzurufen.

Das möchte Ihnen doch zuweilen schwer fallen — zum Beispiel, wenn ich Ihnen die Stirn Joseph's II. zeigte!

Der Oheim nahm eine Prise, als ob er der bei seinen Gesprächen thätig mitwirkenden Nasenspitze erst eine Erholung gönnen müsse, und dann sagte er mit einem so pfiffigen Gesichte, als sei er im Stande, den Spruch vom schlummernden Homer auf den lieben Herrgott selber anzuwenden:

Was bewunderst du an ihm?

Seine Thatkraft, seine großen, durchgreifenden Reformen — seine Weisheit — seine . . .

Halt! beobachten wir eine gewisse Ordnung. Erstens seine Thatkraft. Ist das bewundernswürdige Thatkraft, mit einer despotischen Ge-

walt den Einzelnen, den Nationen, den Corporationen Wunden schlagen, für welche man gleich darauf selbst Pflaster bereiten und ängstlich Kräuter suchen muß, damit sie nur ja rasch wieder heilen? Seine Reformen? Lieber Junge, wenn man das Pferd beim Schwanze aufzäumt, so ist das allerdings eine durchgreifende, in allen Gebieten der Geschirrkunde und Pferdedressur höchst einflußreiche Reform — aber auch der bescheidenste Unterthanenverstand fragt dabei, ob diese Reform sich wol zweckmäßig und auf die Dauer wohlthätig erweisen dürfte. Ich weiß nun freilich nicht, ob du dieser Ansicht bist; aber du wirst mir zugeben, daß sich auch das Gegentheil behaupten läßt. Seine Weisheit? Nun, ich habe soeben schon meine Meinung darüber angedeutet. Jedenfalls ist es leicht weise sein, wenn Niemand uns widersprechen darf. Du wirst den alten Fürsten Kaunitz kennen lernen; von den Lippen dieses Mannes wirst

du den ganzen Inbegriff Josephinischer Regentenweisheit aussprechen hören. Das, sagen Seine Durchlaucht, das hätte ich selber nicht besser machen können, wenn ein Hofrath ihnen seine Elaboration überreicht, und wenn ein Virtuose ihnen etwas auf der Bratsche vorgeigt, sagen sie dasselbe, und wenn ein Seiltänzer über dem gespannten Strick auf dem Kopfe steht — Seiner Durchlaucht höchstes Lob ist immer: „Das hätte ich selber nicht besser machen können.“ Das ist die Devise des Systems: sich Alles zutrauen und dann in Alles von obenher mit Ordres du Mufti hineinschlagen!

Er ist doch ein weiser, ein großer Mann, dieser kaiserliche Genius, der die Fackel der Aufklärung über Oesterreich, über Deutschland ausstreckt!

Ein Dilettant in der Größe ist er. Die Völker Oesterreichs werden durch ihn nie zum Glück und zur „Aufklärung“ kommen, wie du es nennst.

Werden sie denn selbst, durch eigene innere Lebensentwickelung je dahin kommen können? Ist es nicht besser, wenn ein Weiser sich an ihre Spitze stellt und sie empor-, sich nachreißt?

Wenn man sie empor- und sich nachreißen will, muß man sie nicht bei den Haaren fassen.

Wird das Volk selbst und allein zu großen Zielen kommen? Ich glaube es nicht. Das Große haben immer nur Einzelne erreicht.

Allerdings, die Massen sind immer unvernünftig — die Einzelnen immer gut. Das aber magst du mir glauben, die Massen sind heute nicht mehr glatte und geschmeidige Oelfarben, mit denen souveraine Pinsel sich ad libitum ihre Karten illuminiren und ein Bild malen können, wie ideologische Schwärmerei es ihnen als Ideal politischer Glückseligkeit zeigt.

Sie haben mir weh gethan, lieber Onkel, und gegen Ihren eignen Grundsatz verstoßen, mild zu urtheilen.

Wir haben genug politisirt, sagte der Onkel gähnend. Ich bin schläfrig und du wirst müde sein. Morgen wollen wir von den Verrichtungen reden, welche du als mein Attaché bei mir haben wirst. Also auf Wiedersehen, Karlchen. Schlafe wohl!

Der Oheim entließ Karl und dieser zog sich in sein Zimmer zurück. Die Fülle von Eindrücken, welche er an diesem Tage empfangen, ließ ihn lange nicht zur Ruhe kommen. Was der Oheim ihm über den edeln Regenten gesagt, den er enthusiastisch verehrte, hallte schmerzlich in seiner Seele nach.

Der Mensch ist schwach. Seine eignen Erlebnisse haben einen geheimen Einfluß auf die Richtung seiner Ueberzeugungen, der deßhalb nicht geringer ist, weil man kaum wagen würde, ihn sich selbst zu gestehen. Seit Lambert Karl durch eine Werbung um seine Schwester empört hatte, fühlte dieser einen Widerwillen

gegen das Volk überhaupt. Dieses kecke Nebeneinanderstellen der Verhältnisse Karl's zu Cölestinen und Lambert's zu Mariannen hatte etwas so innerlich Verletzendes, so Demüthigendes für Karl gehabt, daß er sich dafür rächen mußte, und er that dieses durch die Theorie, die er über den politischen Werth des Volks in sich aufbaute. Desto höher mußte das Bild eines Weisen auf dem Throne in ihm steigen, der, stark durch dieselbe Erkenntniß, im Glanze seiner Macht über die Köpfe des Volks dahinschritt und ein wahrer Kaiser der Bildung war. Daher kam es, daß die Reden seines Onkels ihm wie eine Art Blasphemie klangen, die tief in seine junge, verehrungdurstige Seele schnitten.

Endlich schlummerte er ein. Aber seine Ruhe sollte nicht lange währen. Er fuhr noch mitten in der Nacht aus seinem Schlafe empor, von schrillen Posthornklängen und donnernden Schlägen geweckt, welche gegen das Einfahrtsthor

des Hauses geführt wurden, mit einer wirklich staunenswerthen Rücksichtslosigkeit gegen die schlummernde Bevölkerung des ganzen Viertels. Nach einer Weile rasselten die Flügel des Einfahrtsthores auf und eine Kalesche rollte mit dumpfem Dröhnen in den gewölbten Thorweg ein. Etwa zehn Minuten darauf öffnete sich auch Karl's Zimmer. Der Kammerdiener seines Oheims trat mit Licht hastig herein, und eine große versiegelte Depesche nebst einem kleinen Pakete auf den Tisch legend, sagte er: Herr von Schwalborn, ein Courier aus N. ist angekommen — er sagt, es sei sehr wichtig und dringend — der Herr Gesandte will nicht in seiner Nachtruhe gestört sein und läßt Ihnen sagen, Sie möchten die Depesche öffnen und sehen, was es sei.

Nicht gestört sein — ich? stammelte Karl erschrocken — Gott im Himmel, welche Idee! was weiß ich, was zu thun ist! Eine dringende

Staatsangelegenheit, und mein Onkel will nicht gestört sein!

Der Kammerdiener antwortete keine Sylbe auf diese Ausrufungen des erschrockenen Attaché, sondern zündete zwei Wachslichter an und entfernte sich.

Karl sprang in höchster Aufregung aus dem Bette — Schrecken, das Gefühl äußerster Rathlosigkeit und eine gewisse Freude geschmeichelter Eitelkeit, daß ihm eine Sache von politischer Wichtigkeit anvertraut werde, bewegten sein Herz zu lauten Schlägen, als er das große Siegel der Depesche aufriß. — Er las:

Monsieur le Baron!

Seine Hochfürstliche Durchlaucht der Herr Herzog befehlen mir eben, in einer äußerst dringlichen Angelegenheit Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Das für das zu der am 18. d. M. stattfindenden Vermählung der Prinzeß Augustine vorbereitete Trousseau bestimmte

und von Ihnen in einer wohlrenommirten Porzellanmanufactur zu Wien bestellte Service ist richtig anhero eingelaufen, leider aber hat sich bei Auspackung desselben eine Saucière und die große Fischschüssel zerbrochen, auch von einer der Tassen das Henkelchen abgestoßen erwiesen. Diesen Schaden werden nun Ew. Hochwohlgeboren durch Ankauf der Ersatzstücke schleunig zu redressiren ersucht, damit der Courier, welcher Gegenwärtiges in Ihre Hände überbringt, sicherlich damit noch vor dem 18. d. M. wieder allhier eintreffen kann.

Das Service hat die vollständige Billigung Seiner Durchlaucht erhalten. Der gnädigste Herr geruhten wiederholt zu bemerken: il a du gout, ce cher Baron, il a du gout — wozu Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin huldreichst hinzuzusetzen beliebten, daß sie nur die Goldränder an den Assietten etwas breiter gewünscht hätten.

Ich bin, mein verehrtester Freund und Gönner, Ihr

ganz gehorsamster Diener

Baron Hornfels, Oberhofmarschall.

N. S. Ich habe die Tasse beigepackt, damit das Dessin nöthigenfalls genau nachgemacht werden kann, wenn kein weiterer Vorrath da ist.

Das ist die Staatsaffaire! rief Karl aus — da hat mein Onkel freilich Recht, weiter zu schlafen, und ich will vorläufig dasselbe thun!

Zweites Kapitel.

Karl hatte am andern Morgen in der Frühe Ersatzstücke für die zerbrochene Fischschüssel und die Saucière eingehandelt, um dem N.'schen allerhöchsten Hofe seine Seelenruhe wiederzugeben, und dann hatte er umherzuschlendern begonnen wie am vorigen Tage. An der Straßenecke sah er heute große, mit Holzschnitten verzierte Anschläge prangen, die seine Aufmerksamkeit erregten. Zu oberst auf diesen Blättern war ein großer doppelköpfiger Adler zu sehen, mit der Devise: Sub umbra alarum tuarum, darunter; dann folgte die Ankündigung des „kaiserlich königlich privilegirten Hetzamphi-

theaters", daß heute in den Nachmittagsstunden eine: „historische, prächtige, durchaus starke Thierhatz" in acht Auftritten stattfinden werde. Dabei waren die wundersamsten Dinge verheißen, was alles „ein frischer Bär", was „Schußbartl die Wildsau" oder was ein talentvoller ungarischer Vollstier, der sich in Wien zum Tanzmeister ausgebildet zu haben schien, in ihrem menschenfreundlichen Eifer, das Publicum zu ergötzen, leisten würden. „Die Herren Hetzliebhaber, hieß es zum Schlusse, die gute brauchbare Fanghunde mitbringen, genießen freien Eintritt auf dem für die Hunde und ihre Herren bestimmten Platz."

Als Karl beim Mittagstische seinen Oheim nach diesem Schauspiel fragte, rieth dieser ihm sehr eifrig, hinauszugehen, und stellte ihm seinen Wagen zur Verfügung, da das Amphitheater eine gute Strecke weit draußen „bei den Weißgerbern" liege. Karl nahm das Anerbieten

um so mehr an, als er sich wohl hütete, dem Oheim je wieder zur Zeit der Siesta beschwerlich zu fallen. Er fuhr nach der Mahlzeit hinaus. Schon von weitem hörte er unter Trommelschlag die Hatz ausrufen und sah Scharen Neugieriger nach dem Amphitheater strömen. Dies war ein aus Bretern erbautes hohes und rundes Gebäude, über dem die schwarzgelbe Fahne Oesterreichs flatterte. Im Innern befanden sich zu ebener Erde um den mit Sand bestreuten Circus die Zellen für die wilden Thiere und größere Behälter für die Hunde. Darüber erhoben sich drei Reihen Logen, alle dicht gefüllt mit Zuschauern aus allen Ständen, gepuderte Männer in gestickten Kleidern, Frauen im ganzen geschmacklosen Staate jener Tage und mit Riechfläschchen gegen den furchtbaren Dunst der Thierarena gewappnet. Nach einer Weile Harrens begann unter schallender Blechmusik das Schauspiel; der Hetzmeister gab das Zei-

chen, die Fallgatter von den Käfigen wurden aufgezogen — aber nichts von dem, was Karl erwartete, geschah — kein zorniges, durch wilde Schönheit und geschmeidige Kraft ausgezeichnetes Thier stürzte sich in den Circus, um seine Gegner zu erwarten und mit ihnen um den Sieg zu ringen; es erfolgte keine Entwickelung der höchsten Gewandtheit und der bewundernswürdigen Stärke eines edeln und muthigen Geschöpfs. Nein, der Bär, der den Kampf beginnen sollte, war ein jammervolles, durch den Blutverlust bei den frühern Aufführungen ermattetes Thier, das sich furchtsam in eine Ecke des Käfigs gekauert hatte und von einigen Knechten mit einem Hebebaum so lange gestoßen wurde, bis es im Schmerze hineinbiß. Nun wurde es auf den Schauplatz gezogen, und darauf entkuppelte man die Hunde, vor denen der Bär sich zu retten suchte, indem er seinem Käfig zueilte. Da er diesen verschlossen fand, wühlte

er vor dem Gatter die Erde auf, als ob er wie in Todesangst sich darin verbergen wolle; aber Alles vergebens: die Hunde ergriffen ihn, und nun folgte eine Scene von unbeschreiblicher Scheußlichkeit, ein Zerfleischen und Martern, daß Karl übel zu werden fürchtete.

Und diese Scene war auf den Anschlagzetteln mit den Worten: „Ein frischer Bär, der zu allen Dingen den Kopf schüttelt, soll zu einem billigen Jawort gezwungen werden", dem Volke als ein Vergnügen verheißen, und das Volk jauchzte vor Lust bei diesem Schauspiel und stampfte mit den Füßen und stieß wieherndes Gelächter aus!

Endlich ergriffen die Hetzknechte die Hunde und rissen sie von dem zermarterten Opfer fort, welches für fernere Ergötzlichkeiten dieser Art aufgespart werden sollte.

Ein ungarischer Stier kam dann an die Reihe und hatte ähnliche, aber, nach den brül-

lenden Ausbrüchen furchtbarer Pein zu schließen, noch größere Schmerzen zu erdulden; ihm wurden beide Ohren und ein Stück des Mauls abgerissen. Darauf wurde ein Hirsch durch eine Anzahl an seinem Körper befestigter Schwärmer, welche man anzündete und die ihn in einen Feuerregen hüllten, wie toll in dem Circus umhergehetzt — das war das Letzte, was Karl von diesen Scheußlichkeiten sah. Er würde längst das Amphitheater verlassen haben, wenn er hätte hoffen dürfen, durch das Gedränge zu entkommen. Jetzt aber gab die Verzweiflung ihm Riesenkräfte — denn er hörte von seinen Nachbarn, es werde nun die Glanzleistung des Tages an die Reihe kommen — zwei hungrige Wölfe werden einen lebendigen Eber auffressen! Zudem sah Karl in seiner Nähe einen hochgewachsenen jungen Mann mit krausen, dunkeln Haaren und mit Zügen, welche den Südländer verriethen, aufspringen, sehr heftig gesticuliren und eben-

falls versuchen, sich Bahn zu brechen, um davonzukommen. Karl war bald so glücklich, über mehre Bänke fort, den Platz des Entrüsteten zu erreichen, und Beide schoben sich nun mit vereinten Kräften durch die Menge und erreichten endlich das Freie.

Che bestialità! sagte der Fremde, als sie draußen waren, und wischte den Schweiß von seiner gebräunten Stirn.

Hören Sie! Ein donnerndes Beifallsjubeln! Der süße Pöbel! rief Karl aus — welcher Greuel!

Ich hätte Lust, Feuer an diese Mordhöhle zu legen — fiel der Italiener ein.

Wie kann der Kaiser so etwas dulden? Das ist unbegreiflich!

Es trägt 5000 Gulden Pacht ein und Das Volk will es! Freilich, hätte man meine Oper: „Der Reiche von einem Tage" mit ordentlicher Besetzung und zu rechter Zeit gegeben, so hätte man die 5000 Gulden in drei Abenden ersetzt

haben können und brauchte das Volk nicht um den schlechten Mammon zu brutalisiren, sagte zornig der junge Mann.

Beide schritten rasch davon, und Karl fragte, wie um die Rede auf einen andern Gegenstand zu bringen: Sie schreiben Opern?

Si, Signor — mein Don Giovanni, den ein gewisser Mozart in Musik gesetzt hat, ist in Prag mit wüthendem Applaus des Publicums aufgenommen worden.

Wie mag man sich von einem Publicum applaudiren lassen, von solchem Volke! sagte Karl erbittert, indem er auf das Amphitheater zurückdeutete, von welchem her eben ein furchtbares Beifalldröhnen den beiden Forteilenden nachschallte.

Lieber Herr, antwortete der Operndichter, unser Publicum besteht nun einmal aus dem Publicum! Das ist eine herzlich schlechte Einrichtung, ich gebe es zu, aber die Welt ist leider mit dem Publicum bevölkert, und die Blu-

men und Sterne hören uns nicht an, so oft wir auch an sie die Rede richten.

So schwieg' ich lieber und verschlösse meine Ideen in meiner Brust.

Der Italiener schüttelte den Kopf: Das geht nicht — das Dichten ist eine Seelenkrankheit, es ist ein Schnupfen, den die Psyche hat, und — das Niesen kann man nicht lassen.

Karl mußte lachen über den lebhaft gesticulirenden Poeten, der Alles in einem komisch gebrochenen Deutsch vorbrachte. Als sie die Stelle erreicht hatten, wo der Wagen Karl's hielt, lud dieser seinen Begleiter ein, mit ihm zurückzufahren. Der Verfasser des Don Giovanni nahm dieses Anerbieten an und machte während der Fahrt, trotz alles Wagengerassels und Stoßens, aufs eifrigste die Unterhaltung; er weihte Karl in alle seine Verhältnisse, zum berühmten Abbé Casti, zum Maestro Salieri, zu Mozart, zu Martini und zur ganzen italienischen Oper ein,

ließ an seinem Intendanten, dem Grafen Rosenberg, kein gutes Haar, sah im Kaiser dagegen einen Engel des Lichts und theilte überhaupt die gesammte Menschheit haarscharf in zwei Classen ab: in teuflische Bösewichter und göttliche Wesen. Als der Wagen durch eine der Straßen der innern Stadt rollte, fuhr er plötzlich in die Höhe.

Um Gottes willen, lassen Sie halten, lassen Sie halten! Hier ist meine Wohnung — wir fahren an meiner Wohnung vorüber — das geht nicht, Sie müssen bei mir eintreten, Sie müssen eine Flasche Alliatico bei mir leeren.

Ablehnen, Widerstand fruchtete nichts bei dem excentrischen Menschen; Karl mußte den Wagen allein heimkehren heißen und zwei Treppen zu der Wohnung des Italieners ersteigen.

Er wurde hier in einen Salon gewiesen, während sein Begleiter zurückblieb, um seine Haushälterin zu suchen und sie in den Keller zu schicken.

Karl trat in das hübsch eingerichtete, mit einer gewissen Phantasie geschmückte Empfangzimmer des Poeten, blieb aber an der Thür von einem höchst unerwarteten Anblick wie gefesselt stehen.

Ihm gegenüber, auf einem in der Fensternische stehenden Sessel, ruhte ein weibliches Wesen von einer so wunderbaren Schönheit, wie Karl nie etwas Aehnliches gesehen. Sie war in schwarze nonnenhafte Tracht gekleidet und hatte eine Basquine von dunkler Seide über den Kopf geworfen; aber die faltenreiche, verhüllende Gewandung konnte dem seltenen Reize dieser Erscheinung nicht Eintrag thun. Sie war groß und schlank gebaut, die vorgeschobenen, über einander ruhenden Füße, welche das Kleid unbedeckt ließ, die feinen, durch die straffe Seide des Strumpfes sich abzeichnenden Knöchel, die Taille und die im Schooße ruhenden Hände, das Alles war von vollendeter Form; die Taille so schlank wie eine Lilie, und doch

hatte sich die Fremde von der geschmacklosen zusammenschnürenden Tracht jener Tage emancipirt, so daß die weich geschwellten Umrisse ihrer schlanken Gestalt sich ungezwängt durch den Faltenwurf des schweren und dunkeln Kleides abzeichneten. In der Form ihrer gerundeten Schultern, des voll Anmuth geschwungenen Nackens, des kleinen, etwas vorgebogenen Kopfes, über dessen üppige Flechten von kastanienbraunem Haar die Basquine nur halb verhüllend niederhing — und endlich in diesen wunderbar klaren, idealen Zügen lag ein unwiderstehlicher Reiz. Ihre Augen waren groß und dunkel, aber nicht glühend und herausfodernd wie die Augen des Südens, an den die ganze Erscheinung mahnte; sie hatten etwas Feuchtes, Verhaltenes, nach innen Gerichtetes, und die breiten Lider mit den langen seidenen Wimpern schienen sich gewöhnt zu haben an eine fortwährende Senkung, als ob diese himm-

lischen Augen die Welt nur halber Blicke würdigten. Die Stirn war hoch, schmal, gerundet und blendend weiß, an den Schläfen schimmerte hell das blaue Adergeflecht, und die Röthe der Wangen war so zart, als ob ein bloßer Hauch sie dahin gezaubert habe. Kurz, dieses Weib war eine ungetrübte Erscheinung dessen, was, so lange die Welt steht, die Künstler und die Dichter zu erringen gestrebt haben, dem die Herzen Tausender in allen Jahrhunderten voll heißer Sehnsucht schlugen — es war die Schönheit selber.

Karl war elektrisirt von diesem Anblick und starrte, an den Boden geheftet, mit geöffnetem Munde die Fremde an. Diese erhob sich und trat ihm einen Schritt entgegen, indem sie hoch erröthend einige Worte in italienischer Sprache sagte. Karl hätte in den Boden sinken mögen vor Scham, daß er kein Wort Italienisch verstand.

Sie sind nicht Herr da Ponte? fragte sie jetzt, und ihre Stimme hatte nichts von dem sirenenhaften Wohlklange verloren, den sie eben zeigte, als sie die sonoren Worte des südlichen Idioms aussprach.

Hier ist da Ponte — Lorenz da Ponte, kaiserlich königlicher Hoftheaterdichter! Was beliebt? rief dieser, der in demselben Augenblick mit einer Korbflasche unter dem Arme eintrat; gleich darauf aber verstummte auch er, als er einen Blick auf die Fremde geworfen.

Sie antwortete in italienischer Sprache. Der Hoftheaterdichter hörte sie mit großer Spannung an. Karl sah, wie sie ihm einen Brief übergab, welchen da Ponte durchflog und wonach sich seine Aufregung nur noch vergrößerte. Nach einem langen eifrigen Gespräch verabschiedete sie sich und da Ponte bot ihr mit allen Zeichen des tiefsten Respects den Arm, um sie die Treppe hinunterzuführen. Als Karl allein war, fiel sein

Blick auf den Brief, welchen der Italiener auf den Tisch geworfen hatte; da er in italienischer Sprache geschrieben war, so hätte er ihn nicht verstehen können, auch wenn er indiscret genug gewesen, ihn lesen zu wollen. Aber er las die Unterschrift, sie hieß: Migazzi, Cardinale-Archevescovo di Vienna. Einen Augenblick darauf stürmte da Ponte wieder ins Zimmer und tobte in fabelhafter Lebhaftigkeit auf und ab.

Wissen Sie, wer das war? Eine Gräfin, — eine Gräfin aus einem der ältesten italienischen Häuser — und was sie will? Sie will Komödiantin werden! — Sie will in einem allegorischen Stücke, das ich schreibe, zuerst auftreten — sie kommt mir wie vom Himmel gesendet, denn ich hatte Niemand, Niemand, der schön genug gewesen wäre für die Rolle! Welches Schicksal — gütiger Gott, und welcher Edelmuth! Welch herzerschütterndes Geschick!

Um Gottes willen, sagte Karl, auf den die

Fremde den allertiefsten Eindruck gemacht hatte, — um Gottes willen, spannen Sie mich nicht durch Ihre Ausrufe auf die Folter, reden Sie, erzählen Sie mir, was ist mit dieser Fremden?

Woher ist sie, wie heißt sie, was kann sie zu einem, für eine Dame von solchem Stande so unerhörten Schritt bewegen?

Das sind Geheimnisse, die sie mir anvertraut hat, mein Freund, Geheimnisse, welche ewig in meiner Brust verschlossen werden sollen, neben der unaussprechlichsten Verehrung dieses Engels!

Und wo wohnt sie denn?

Vor meinem Munde hangen sieben Siegel, junger Freund.

Aber Ihr Stück, in welchem sie auftreten wird, werden Sie mir doch nennen? Welche Rolle will sie übernehmen? wann wird sie auftreten? welchen Namen wird sie für das Publicum haben?

O, mein Stück, das ist erst recht ein Geheimniß, lieber Herr, sagte lachend da Ponte — aber seien Sie unbesorgt deßhalb; wenn Sie der Diplomatie angehören, wie Sie mir erzählt haben, werden Sie ganz gewiß bei der Aufführung zugegen sein!

Sie sprechen, als handele es sich um eine wahre Kriegs- und Staatsaction, versetzte Karl und fügte zwischen den Zähnen murmelnd hinzu: Hole der Henker deine Geheimnißkrämerei!

Da Ponte trank in seiner Aufregung ein Glas des dicken schwarzen Weines nach dem andern und entwickelte dabei die ganze unermeßliche Geläufigkeit seiner Zunge. Karl vermochte bald nicht mehr dem Strome seiner Rede zu folgen; er versuchte es auch nicht, sondern ließ seine Gedanken der schönen Fremden folgen, welche durch da Ponte's geheimnißvolle Andeutungen vollends unwiderstehlich geworden war. Endlich brach er auf und verabschiedete sich von

seinem neuen Bekannten. Dieser entließ ihn mit einer Flut von Höflichkeitsbetheurungen und verschwor sich hoch und theuer, Karl solle so sicher wie irgend Jemand in Wien zu der ersten Aufführung seines allegorischen Bühnenspiels eine Einladung erhalten.

Als Karl zu seinem Oheim zurückkehrte, empfing ihn dieser in großer Aufregung.

Um Gottes willen, junger Mensch, wo steckst du, wo treibst du dich umher? Es ist die höchste Zeit, daß du dich umkleidest, um mit mir in die Soirée zu fahren, die Fürst Kaunitz gibt, vielleicht ist der Kaiser da — also spute dich, fort!

Karl eilte in sein Zimmer, der Kammerdiener folgte ihm, um ihn zu frisiren, — ein Manöver, welches unser Landjunker zu seinem Entsetzen — es war das erste Mal in seinem Leben — geduldig über sich ergehen lassen mußte. Während er vor dem Spiegel saß, fiel ihm die

Physiognomie des hinter ihm beschäftigten Kammerdieners auf. Der Mensch war der wahre Typus eines pfiffigen Dieners und Factotums im Hause eines alten Hagestolzen: es lag in den Zügen dieser gewandten, etwas untersetzten Figur ein Ausdruck von Habgier und von Schlauheit, von Sinnlichkeit und Keckheit, daß Karl keinen Augenblick zweifelte, wenn er dies Wieselgesicht auf seine Seite ziehe, hinter alle Geheimnisse der Welt kommen zu können.

Sie geben sich so viele Mühe mit meinen widerspenstigen Haaren, daß Sie mir erlauben müssen, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, leitete Karl das Gespräch ein, indem er seinem Adonisateur einen Ducaten über die Schulter reichte.

Der Kammerdiener schien dies für eine höchst anständige Weise zu halten, eine Conversation anzuknüpfen, und antwortete mit großer Unterwürfigkeit, durch welche ein besserer Menschen-

kenner vielleicht ein wenig Ironie hätte schimmern sehen:

Herr Baron! ich kann so viel nur annehmen, wenn Sie mir die Hoffnung geben, Ihnen in wichtigern Dingen von Nutzen sein zu können!

Vielleicht können Sie das — versetzte Karl mit einem gewissen Nachdrucke.

Es würde mich glücklich machen, antwortete der Kammerdiener und legte die Hand auf die Brust. Sein Gesicht sah in diesem Augenblicke so ehrlich, so aufrichtig aus, daß Karl ihm in voller Unbefangenheit seine Begegnung mit der Italienerin erzählte, sie ihm aufs genaueste beschrieb und mit den Worten schloß: Wenn Sie mir Nachricht, nur eine Spur von ihr aufzutreiben wissen, so erhalten Sie das Doppelte von dem, was ich Ihnen gegeben.

Der Kammerdiener machte ein so kluges, so überlegen lächelndes Gesicht, als ob es ihm eine

Kleinigkeit sei, binnen vierundzwanzig Stunden über jeden Sterblichen auf dem Erdenrunde Auskunft zu haben.

Sie werden mit mir zufrieden sein, sagte er. — Die Toilette Karl's war nach einer starken halben Stunde beendet: Dank einiger gewandten Griffe mit dem Brenneisen, prangte er im schönsten Lockenkopfe à la Antinous; dann fuhr er in einen hellblauen, mit schmalen Goldborten besetzten Rock, und als er sich nun von der Scheitel bis zu den weißseidenen Strümpfen und den lackirten Schuhen mit glänzenden silbernen Schnallen hinab im Spiegel besah, mußte er sich selber gestehen, daß er gewachsen sei wie eine Tanne. Der Kammerdiener verließ ihn, und während er den Degen mit dem vergoldeten Gefäße durch die Kuppel steckte, sagte er für sich: Es wäre gewissenlos, diese räthselhafte Italienerin ihrem Schicksale zu überlassen! Ich muß mir durchaus bestimmte Aus-

kunft über sie zu verschaffen suchen — wer weiß, wie leicht sie von einem Schritte zurückgehalten würde, der sie an den Rand des Verderbens zu bringen droht! Wer weiß, wie sie eine uneigennützige Hand segnen würde, die sich ihr zur Rettung böte! Ich will mir keinen Tag Ruhe gönnen, bis ich sie gefunden habe!

Während Karl mit solchen philanthropischen Vorsätzen die Unruhe zu beschwichtigen suchte, welche ihn bei dem Gedanken an die Italienerin erfüllte, schritt der Kammerdiener durch einen Corridor zur Wohnung seines Gebieters, um ihm mitzutheilen, daß sein Neffe fertig sei und ihn erwarte. Sein Gesicht trug keine Spur mehr von der unterwürfigen Höflichkeit, die eben noch in allen Zügen desselben zu lesen gestanden hatte; vielmehr sagte er für sich hin mit einem Ausdrucke äußerster Verachtung: Dieser arme Teufel! er glaubt mich mit einem armseligen Kremnitzer bestechen zu können!

Als er im Zimmer des Gesandten angekommen und seine Botschaft ausgerichtet, setzte er hinzu: Ihr Neffe ist auf dem besten Wege der Heilung, gnädiger Herr!

Wie meinst du das, Philipp?

Er hat in einer jungen Italienerin das Ideal aller Schönheit entdeckt, und ich soll ihm vermittels eines Ducaten ihr Herz oder mindestens Nachrichten von ihr verschaffen!

In der That? Du spaßest!

Baarer Ernst! sehen Sie hier den Kremnitzer!

In der That! Der arme Junge! . . . Höre, Philipp, dies läßt sich ganz vortrefflich an, aber man muß es ausbeuten. Ich verlasse mich auf dich — bringe ihm Nachrichten von seiner Schönen — erfinde ihm Märchen über das Mädchen, die seine Einbildungskraft erhitzen, mache ihm Versprechungen, laß ihn Billetsdoux schreiben, die du mir bringst — dies wird ihn von seiner unglücklichen Dorfpassion abziehen.

Aber wenn er endlich seine Italienerin zu sehen verlangt — wenn er die Geduld verliert?

Nun, dann ist sie abgereis't oder todt, oder was du willst — er wird sich trösten, und seiner kindischen Leidenschaft ist unterdeß die Spitze abgebrochen.

Der verlassenen Braut daheim sind unterdeß die Billetsdoux in die Hände gespielt.

Vielleicht — vielleicht ist es nicht einmal nöthig, versetzte der Gesandte und drückte noch einmal seine aufgekleisterten Ailes de pigeon an den Schläfen fest. Uebrigens, nebenbei gesagt, Philipp, mein Neffe ist nicht reich! Schone seine Kremnitzer, hörst du!

Philipp verbeugte sich lächelnd, und sein Gebieter schritt die Treppe vor seinen Appartements hinunter, um seinen Wagen zu besteigen, an dessen Schlage Karl ihn bereits erwartete.

Drittes Kapitel.

Nach wenigen Augenblicken befand sich Karl an der Seite seines Oheims mitten in den glänzenden Gesellschaftssälen des Fürsten Kaunitz. Der Metternich des achtzehnten Jahrhunderts hatte vor dem des neunzehnten auch das voraus, daß er freigebig die Wissenschaft und die Kunst liebte; dafür hatte die letztere seine goldstrotzenden Gemächer mit ihren auserlesensten Schöpfungen geschmückt, und Karl war geblendet von der Pracht, die ihn umgab. Diese Gemälde, diese kostbaren Gobelins, diese hohen Girandolen, deren flammende Wachslichter sich zehnfach in den schönen hohen Trumeaux wi-

verspiegelten — dieser ganze Pomp im Geschmacke der Zeit Ludwig's XV., an dessen Hofe Kaunitz die Hochschule für seine diplomatische Kunst und seinen Geschmack gefunden — das alles war für unsern jungen Landedelmann so überraschend, so fesselnd, daß sein Oheim ihn unter den Arm nehmen mußte, um ihn fortzuziehen.

Komm nur, Jüngelchen, komm nur, sagte er, ich muß dich erst dem Fürsten und der Dame des Hauses vorstellen — hernach versenke dich in Bewunderung, so tief wie du willst!

Der Fürst Kaunitz stand im folgenden Saale zwischen zwei ergrauten Kriegsmännern, denen er sehr lebhaft in französischer Sprache etwas erzählte.

Als er den nahenden Freiherrn von Meichelbeck mit seinem Neffen erblickte, winkte er den Gesandten heran.

Hören Sie zu, Baron, hören Sie zu, sagte er, es ist äußerst merkwürdig — Sie wissen

doch, daß Prinz Nassau neulich behauptete, er habe einen persischen Schimmel, der alle meine Pferde schlage? Nun denken Sie, dieses Wunderwerk von einem Schimmel ist hier, der Nassau hat ihn mit Extrapostpferden von Warschau kommen lassen! Das nenne ich Eigensinn und Verschwendung! Heute Morgens hat denn der Allerweltsschimmel in meiner Sommerreitbahn seine Künste gezeigt, und wer glauben Sie, daß um achtzehn Zoll höher gesprungen ist? Mein alter Scheck aus der Ukraine — der alte Scheck hat ihn rein todt gemacht — o, es war ein superber Satz — ganz magnifique, ich hätte ihn selber nicht besser machen können, nicht wahr, Lacy, Sie waren dabei, nicht wahr?

Der Angeredete legte das Zeugniß, zu welchem er aufgefodert, durch eine leichte Verbeugung ab.

Apropos, Baron, Sie haben in der verflossenen Nacht einen Courier mit wichtigen Depe-

schen erhalten — unsere Wiener Zeitung hat es bereits gemeldet — darf man fragen?

Durchlaucht halten zu Gnaden, versetzte der Gesandte höflich ablehnend, indem er sein Gesicht in so tief ernste und geheimnißvolle Falten zog, als knüpfe er sie wie ein Tuch über einem Dinge zusammen, das ja nicht ans Tageslicht kommen dürfe: es betrifft Familienangelegenheiten meines gnädigsten Herrn.

Nun, Sie wissen, ich bin nicht neugierig, versetzte der Fürst mit einem sarkastischen Zuge von Ironie um den Mund; aber, fügte er hinzu, wen haben Sie denn da mitgebracht?

Ich habe mich unterstanden, meinen Neffen und Attaché, den Baron Karl von Schwalborn, mitzubringen, um ihn Ew. Durchlaucht gehorsamst vorzustellen und Hochdero Gnade zu empfehlen.

Karl machte eine tiefe Verbeugung, der Fürst, der eine Idiosynkrasie gegen alles hatte,

was ihm „Junker“ zu sein schien, nickte, ohne ein Wort zu sagen, mit demselben ironischen Lächeln dem Vorgestellten zu und fuhr dann in seinem Gespräche über seinen Schecken fort.

Der gute Kaunitz hat heute die Stallwache, raunte der Oheim Karl ins Ohr, nachdem Beide sich von ihm zurückgezogen — es gibt Tage, wo kein Wort aus ihm herauszubringen ist, was sich nicht auf Pferde bezöge. An andern sollte man ihn für einen Antiquar halten, denn er spricht nichts als von alten Gemälden. Der Officier neben ihm ist übrigens der berühmte Feldmarschall Lacy, und der andere ist der noch berühmtere Kriegsheld Laudon.

Nach diesen Worten ließ der Oheim Karl stehen, um sich der Fürstin Clary, welche im Hause des Haus-, Hof- und Staatskanzlers die Honneurs machte, vorzustellen. Karl aber konnte von der Gruppe der drei Männer, welche der Gesandte ihm genannt hatte, kein Auge ver-

wenden. Dem Anschein nach auf einen Tisch mit Blumen geneigt und den Duft der Heliotropen einsaugend, ließ er seinen spähenden Blicken volle Freiheit. Kaunitz war ein hochgewachsener, jetzt vom Alter etwas gebeugter Mann, auffallend kostbar und elegant, fast stutzerhaft gekleidet, mit einem Gesichte voll Leben und Intelligenz. Die Stirn hoch, mit einer leisen Einsenkung quer über die Mitte, die starken regelmäßig gezeichneten Brauen hochgespannt, was seiner Physiognomie einen eigenthümlichen Ausdruck von Klarheit, Ueberlegung und Fernsichtigkeit gab — die Nase fein gebogen, der Mund endlich von höchst charakteristischem Schnitte — das ganze Innere des Mannes lag um diese feinen, beredten, kecken Lippen, ein Ausdruck von Sinnlichkeit und von Verwegenheit, von Hochmuth und von Verachtung — eine ganze epikuräische Weltweisheit!

Welche sonderbare Weltordnung! dachte Karl

als er das lebhafte, selbstzufriedene, eine vollständige Ueberlegenheit über den Rest der Menschheit ausdrückende Mienenspiel dieses Voltaire der Politik, dieses „ministro eretico“, wie Rom ihn nannte, beobachtete — seltsame Weltordnung! In diesem Kopfe hat sich der Gedanke verkörpert, der zwanzig Millionen Menschen regiert, und wenn die feinen Züge dieses blassen Gesichtes um ein Weniges anders liefen, wenn um diese Lippen ein wenig Schwärmerei oder Idealismus statt der strengen Energie und der Skepsis ausgeprägt läge — dann würden diese zwanzig Millionen unter andern Gesetzen leben, als sie jetzt empfangen! Und diese beiden Männer neben ihm, dieser Laudon mit dem strengen langen Degengesichte, dieser Lacy mit dem Rundkopfe voll Entschlossenheit und Scharfblick — diese Männer der Gewalt, welche so symbolisch die lächelnde Politik des Absolutismus in ihre Mitte genommen haben und allein

hinreichend sind, um Völker und Reiche unter dieser Politik in Gehorsam zu halten — welche Gruppe bilden sie! Bei Gott, das Leben ist ein Traum, sonst wäre es ein Wunder!

Diese Gedanken drangen mächtig auf Karl ein, während er die immer gleich heitere Physiognomie, die französisch geschulte, mit etwas affectirter Grazie sich bewegende Gestalt des mächtigen Kanzlers beobachtete, die doch immer noch so viel von deutscher Steifheit und Pedanterie durchschimmern ließ, daß sie auf unsern Helden keineswegs einen durchaus günstigen Eindruck machte.

Es wäre unmöglich, sagte Karl sich, seinem Gedankengange folgend, daß eine Person solchen Einfluß auf eine willenlose Heerde von Millionen übte, wenn nicht hinter ihr ein Dogma stände, welches eine Geltung hätte, die es durch ein überirdisches Gepräge, durch eine göttliche Weihe bekommen. Und indem er hierüber nach-

grübelte, fiel ihm schwer aufs Herz, wie der Kaiser, die andere, die helle Seite des herrschenden Systems von damals, selber an der Vernichtung jenes Dogmas arbeitete, indem er nicht mit dem Wunder, sondern mit der Philanthropie, der Aufklärung und der Weisheit menschlicher Gedanken regierte.

Der Oheim kam zu Karl zurück, und nachdem er ihm noch einige der Anwesenden genannt, weil sie historische Namen trugen oder eine hohe Stellung am Kaiserhofe einnahmen, stellte er ihn einigen jungen Leuten vor, die bei verschiedenen Gesandtschaften Attachés gleich Karl waren. Dieser wußte jedoch seinem Oheim wenig Dank für diesen freundlichen Versuch, ihm Gelegenheit zu einer Unterhaltung zu verschaffen. Diese Attachés schienen Karl eine unausstehliche Menschenclasse, und nach ihren Gesprächen und ihrem Wesen waren sie vom Morgen bis zum Abend nichts als Frauenbesieger und unwider=

stehliche Eroberer —; als liebenswürdige Bösewichter und Herzenbrecher, so schien es, standen sie auf, dinirten sie, legten sie sich zu Bette. Unserm unverdorbenen jungen Helden waren ihre Gespräche ein Greuel, und er zog sich von ihnen zurück, sobald es ihm möglich war. Unbemerkt trieb er sich nun in den glänzenden Räumen umher, bewunderte die Kunstschätze des fürstlichen Wirthes, oder den Schmuck der Frauen, die, fast alle ohne Schönheit, ein kleines verkommenes Geschlecht unbedeutender Gestalten, selbst keinerlei Bewunderung erwecken konnten — und endlich warf er sich ermüdet auf die schwellenden Polster eines Divans in einem Seitencabinet, in welchem sich Niemand anders befand.

Hier kehrten seine Gedanken bald zu dem mächtigsten Eindrucke zurück, welchen er an dem heutigen Tage empfangen, zu der Erscheinung jener schönen Fremden, die er im Hause da

Ponte's gesehen. Seine Phantasie begann ihm hundert rührende und herzerschütternde Situationen auszumalen, in welchen die arme Italienerin sich befinden könne. Der Kern aller dieser Träumereien war immer, daß sie aus hochherzigem Edelmuthe den Entschluß gefaßt, alle Hoheit ihres Standes abzulegen, allen Ansprüchen zu entsagen, welche Jugend, Schönheit — solche Schönheit — ihr gaben, und sich gebrochenen Herzens einer Pflicht oder einer grausamen Alternative zum Opfer zu bringen. Je länger Karl so über sie nachdachte, desto heißer flammte in seinem Herzen der Wunsch, das heftige Verlangen auf, für sie einen entscheidenden Schritt thun zu können. — War es nicht wahrscheinlich, daß in dieser großen Gesellschaft von allem, was reich, mächtig und edel war in der Hauptstadt der österreichischen Monarchie, sich zwanzig, hundert Personen befanden, denen er nur ein Wort zu sagen brauchte, um sie in

das Schicksal der räthselhaften Fremden rettend eingreifen zu lassen? O, gewiß — hätte nur dieser vermaledeite da Ponte nicht seine Geheimnißkrämerei gehabt — wäre nur der geringste Faden da gewesen, vermittels dessen sich Aufklärung über die schöne Italienerin gewinnen ließe!

Als Karl eine Zeit lang in Gedanken verloren, mit geschlossenen Augen, den Kopf in die Hand gestützt, so gesessen, hörte er neben sich das Rauschen eines seidenen Gewandes. Er sah auf — eine Dame stand vor ihm, über die erste Jugend beinahe hinaus, aber noch immer schön, von edeln, reinen Zügen und eine stattliche Gestalt, die ihr stolzes, ausdrucksvolles Haupt wie eine Königin trug. Ihr Haar war gepudert, aber das schwarze, lebhafte Auge deutete an, daß es dunkel sein müsse; ein leiser Schatten dunkeln Flaums lag auch über der Oberlippe. Sie warf einen forschenden Blick

auf Karl, der aufgesprungen war, und sagte dann, während sie sich niederließ und mit einer Handbewegung ihm die Erlaubniß gab, seinen Platz wieder einzunehmen:

Sie waren sehr tief in Gedanken versunken — welchen weltbeglückenden Problemen sannen Sie nach?

Karl kannte die Dame nicht, aber er sah, daß sie vornehm war, „jusqu'au bout des ongles", und während ihm das Blut ins Gesicht schoß, fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, daß er vielleicht nur gleich hier zu reden habe, um das Schicksal derjenigen zu wenden, welche ihn mit so ungemessener Theilnahme erfüllte. Deßhalb antwortete er mit aller naiven Unbefangenheit seiner Natur:

Das Problem, welches mich beschäftiget, soll nicht die Welt beglücken, gnädigste Frau, sondern weiter nichts als einen Menschen.

Und dieser Mensch ist natürlich der, welcher

Sie am meisten interessirt, d. h. Sie selbst — versetzte die Dame lächelnd.

Nein, nicht ich — das eigene Glück läßt sich schwerlich durch Nachdenken finden!

Das glaubt man, so lange man so jung ist — später werden Sie anders urtheilen. Aber wen wollen Sie denn beglücken? wer ist der oder die Glückliche, für welche Sie so edelmüthige Absichten — vielleicht gar „redliche Absichten" hegen? Die Dame sprach diese Worte mit offenbar sarkastischer Betonung.

Sie thun mir in der That Unrecht, erwiderte Karl, etwas eingeschüchtert — um mich von dem Verdachte zu reinigen, den Sie auf mich werfen, müssen Sie mir erlauben, Ihnen eine Begegnung mitzutheilen, welche ich heute hatte.

Karl begann zu erzählen, wurde warm dabei, und da die Dame ihm aufs aufmerksamste zuhörte, so boten sie beide den Anblick einer

Gruppe von zwei auffallend ernst mit einander beschäftigten Menschen dar.

Plötzlich unterbrach sie eine helle, etwas scharfe, aber sehr wohltönende Stimme:

Liebe Fürstin, ich finde, Sie sind außerordentlich absorbirt!

In der Thür des Cabinets stand ein Mann, den Karl schon einmal gesehen zu haben glaubte, ohne zum Bewußtsein über das Wann und Wo kommen zu können. Er war von mittler Größe, stark und gut gebaut, aber außerordentlich mager, das Gesicht dunkelrothbraun gefärbt, und nicht schön mehr, obwol die einzelnen Theile, die hohe gewölbte Stirn, die Adlernase, die starken Brauen, der regelmäßige, kräftig gezeichnete Mund bewiesen, daß er in der Jugend schön gewesen sein mußte. Er war in der einfachen Uniform des Kaiser Joseph Chevauxlegers-Regiments, ohne weiteren Schmuck — doch mußte es ein Mann von Gewicht sein, denn

die Dame erhob sich wie erschrocken und antwortete erröthend, mit einem bedeutungsvollen Blicke, in welchem sowol Zärtlichkeit als eine gewisse Scheu lag. Sie sprach ein paar Worte in einer Sprache, von welcher Karl nicht wußte, ob er sie für Ungarisch oder Böhmisch halten solle.

So? antwortete der Fremde — Sie machen mich neugierig — erzählen Sie weiter, fuhr er zu Karl gewendet fort.

Karl schilderte mit allem Feuer seiner entzündeten Einbildungskraft die Schönheit der italienischen Gräfin, welche Schauspielerin werden wollte — er ersparte seinen beiden Zuhörern nicht den geringsten Umstand und setzte Alles hinzu, was da Ponte ihm gesagt hatte.

Ich werde gleich morgen da Ponte sprechen! rief der Reiterofficier mit großer, auffallender Lebhaftigkeit aus — während die Fürstin mit einer Bewegung des Kopfes Karl andeutete, er

sei entlassen. Dieser entfernte sich aus dem Cabinete.

Sie interessiren sich auffallend für diese Komödiantin in spe, sagte die Fürstin, als sie mit dem Officier allein war.

Dieser lächelte selbstgefällig — es mußte etwas in den Worten der Dame liegen, das seiner Eitelkeit schmeichelte oder ihm Vergnügen machte.

Sind Sie eifersüchtig, meine Freundin?

Sire, wir Frauen sind Ihnen immer ein so gleichgültiger Gegenstand gewesen, daß ich mich nur wundere, wie diese geheimnißvolle Unbekannte eine Ausnahme zu machen scheint.

Die Psychologen haben zu allen Zeiten behauptet, daß der menschliche Geist am meisten durch das angeregt werde, welches sich ihm unter dem Schleier des Geheimnisses bietet.

Und wir Frauen pflegen argwöhnisch unter den Decken ängstlicher Verhüllung nur das zu

vermuthen, was verschleiert zu werden nöthig hat.

Wir haben es aber hier mit einem Gegenstande zu thun, dessen seltene Schönheit und Anmuth sich nur dem Blicke entziehen zu wollen scheint, um nicht grausam alles Andere zu überstrahlen!

Die Fürstin war während dieser Unterredung immer röther geworden; ihr Auge blitzte, und zitternd vor innerer Aufregung zerpflückte sie die Seidenfäden der rothen Schleife an ihrer Brust.

Der Mann, der sich unterdeß neben ihr niedergelassen, schien diese Zeichen, in welchen sich die Bewegung ihrer Seele verrieth, mit boshaftem Vergnügen zu beobachten; und wie um sie noch mehr zu necken, fuhr er fort: Wer ist der junge Mann, welcher uns durch diese merkwürdige Entdeckung verpflichtet hat?

O, einer der liebenswürdigsten Männer,

welche ich kenne, Eure Majestät, versetzte die Dame, mit affectirter Lebhaftigkeit einfallend, ein unverdorbenes Herz und voll jener frischen Naivetät, die um so anziehender ist, je seltener sie unter unsern jungen Männern sich findet! Er ist Neffe und Attaché von Baron Meichelbeck, wie er mir sagte.

Jedenfalls hat er das neidenswerthere Loos, Ihr Protégé zu sein, Madame.

Ja, das ist er in der That — all den galanten und nicht galanten Herren, welche mir den Hof machen, zum Trotze! versetzte die Fürstin, immer heftiger werdend. Ich hoffe, mein Gemahl wird ihn während des Herbstes zu unsern großen Jagden in Ungarn einladen.

Das heißt, wenn ich Ihnen nicht einen Querstrich mache, schöne Fürstin, und den jungen Liebling des Glückes Ihnen dadurch entziehe, daß ich ihn an mich fessele!

Die Fürstin schlug ihr großes dunkelglühen-

des Auge auf und sah den Mann, den sie liebte und der Niemand anders als der Kaiser war, mit einem forschenden Blicke an. Welcher versteckte Sinn lag in diesen Worten Joseph's? Hatte das Bild der italienischen Gräfin, welches der begeisterte junge Attaché entworfen, das Herz des Kaisers wirklich in Flammen gesetzt, wie sie im ersten Aufwallen der Eifersucht zu bemerken geglaubt, und lebte ein wirklicher ungeheuchelter Drang in ihm, Den an sich zu ziehen, der allein ihm weitere Auskunft und Anknüpfungspunkte geben konnte? Oder wollte er sein Spiel mit ihr treiben, deren schlecht verhüllte Leidenschaft er ja kannte, wollte er eine Eifersucht schüren, die ihn ergötzte, war dieses Interesse an dem jungen Menschen geheuchelt und hatte nur den Zweck, sie zu ängstigen? Sie wurde nicht klug daraus. Sie antwortete mit spöttischem Lächeln: Ich freue mich, daß Eure Majestät meinem Urtheile so entschieden beitre-

ten. Denn da Sie von je das felsenfeste Princip befolgt haben, nur das erprobte Verdienst an sich zu fesseln und durch Anstellungen zu belohnen, so bestätigt Ihr Entschluß aufs glänzendste alles, was ich zum Lobe des Herrn sagte, den wir freilich weiter nicht kennen, dessen Name sogar Eurer Kaiserlichen Majestät und mir noch unbekannt ist!

Der Kaiser nahm die Stichelei mit der besten Miene von der Welt auf.

Mein Entschluß wird mich wenigstens unruhigen Befürchtungen überheben, während die Herbstjagden auf Ihren Gütern stattfinden und mich Ihrer Gesellschaft berauben, sagte er, plötzlich zu einem Tone so anmuthiger Galanterie übergehend, daß die schöne Fürstin alle Heftigkeit und allen eifersüchtigen Zorn schwinden fühlte.

Majestät belieben mit mir zu scherzen!

Wie könnte ich in einer meinem Herzen so

wichtigen Angelegenheit Scherz treiben? Was glauben Sie? Sie sollen gleich selbst sehen!

Der Kaiser erhob sich und winkte einen behenden kleinen Herrn in den besten Jahren heran, der in diesem Augenblicke draußen an der Portière des Cabinets vorüberschoß.

Sonnenfels, sagte er, ich bitte Sie, den Meichelbeck aufzusuchen und ihm zu sagen, er möge mir morgen um Mittag seinen Neffen senden.

Der behende Herr verbeugte sich tief und eilte, seinen Auftrag auszurichten; der Fürstin Züge verdüsterten sich wieder, als sie sah, daß der Kaiser die Sache so ernst nehme; dieser aber schien es nicht zu bemerken.

Sind Sie nun überzeugt, wie viel mir daran gelegen ist, daß Sie sich nicht zu gut unterhalten, wenn Sie von Wien entfernt sind?

Ohne eine Antwort abzuwarten, küßte er ihre Hand, und dann verließ er das Cabinet

und schritt durch die Reihen der zurückweichenden Gäste in ein anderes Zimmer, in welchem die verwitweten Fürstinnen Franz und Karl Lichtenstein, Kinsky und die Gräfin Ernst Kaunitz ihn am Spieltische erwarteten, um seine Partie zu machen.

Karl hatte sich unterdeß die Zeit vertrieben, so gut es gehen wollte; er fand nach und nach, daß diese großen Gesellschaften sehr ermüdend seien und unbillig tief in die Nacht verlängert würden, und daß die Menschen in den großen Städten, besonders in der großen Welt, außerordentlich an Lebhaftigkeit verloren haben müßten, um sich so in stundenlangem, monotonem Durcheinandersummen vergnügen zu können; endlich war er aus Mangel an Unterhaltung dahin gekommen, mit untergeschlagenen Armen die hellpolirten Messingknäufe der Brandruthen in einem Kamine anzustarren, die ein paar Dachshundköpfe darstellten und ihm lebhaft die

Physiognomie des alten preußischen Hauptmanns Zerrwitz ins Gedächtniß riefen.

Da berührte ein Fächer seinen Arm. Er sah sich um. Es war die Fürstin, mit welcher er vorhin gesprochen und die ihm einen Wink gab, ihr in dasselbe Cabinet zu folgen, in welchem er sie vor einer Weile verlassen.

Kannten Sie den Herrn, mit welchem Sie hier sprachen? fragte sie.

Es war der Kaiser?

Ja. Ich hoffe, Sie gehören zu der Zahl Derer, welche in ihm das sehen, was er ist, der Wohlthäter des Menschengeschlechts, der Weiseste seiner Zeit, und wenn er auch nicht den schönsten und erhabensten Thron der Welt einnähme, doch ein großer und bewunderswürdiger Mensch!

Ja, das thue ich, von ganzer Seele!

Das habe ich erwartet; und es freut mich —

es gibt mir die Gewißheit, daß ich Ihr Glück gemacht habe.

Mein Glück — Madame —?

Ich habe den Kaiser auf Sie aufmerksam gemacht, ich habe Sie ihm empfohlen, und die Folge ist, daß Sie in seiner unmittelbaren Nähe eine Stellung annehmen werden, die einflußreich ist, wenn Sie sie nur einflußreich wollen!

Mein Gott — ich — ich bin so neu hier, so unerfahren, so unfähig — ein solches Glück erschreckt mich!

Seien Sie ruhig, man wird Ihnen nichts aufbürden, was über Ihre Kräfte ginge; aber vergessen Sie nicht, daß ich es war, welche Sie erhob, und kommen Sie zu mir, wenn Sie des Rathes bedürfen. Ja, kommen Sie oft zu mir — versprechen Sie mir das — versprechen Sie, in mir Ihre Freundin sehen zu wollen.

Die Fürstin reichte ihm ihre Rechte; Karl

war so bestürzt, daß er diese schmale zarte Hand im bisamduftenden, mit Blumen bemalten Handschuh in die seine nahm, statt sie zu küssen, und kaum bemerkte, wie die Fürstin sie ihm mit dem Ausdrucke eines gewissen „Desappointements" in ihren stolzen Zügen wieder entzog. Er war überwältigt, wie im Traume — die Fürstin verließ das Cabinet, jetzt erst besann er sich, daß er ja nicht einmal ihren Namen kenne — er machte sich auf, den Oheim zu suchen, um ihn danach zu fragen, als er diesen schon in großer Lebhaftigkeit auf sich zukommen sah.

Ach, da bist du ja, Jüngelchen, ich suche dich wie eine Stecknadel — nun, was sagst du jetzt? Ich hoffe, du wirst mir dankbar sein, daß ich dich so erfolgreich zu poussiren suche — nichts Besseres, als einen Onkel von Einfluß haben, das siehst du jetzt — ich habe von dir gesprochen, Karlchen, so bei Diesem und Jenem — verstehst du — und soeben kommt Hofrath

Sonnenfels zu mir, um mir zu sagen, daß dich der Kaiser morgen um Mittag sprechen will! He, das hast du nicht gedacht, als du nach Wien kamst? Mach dir nur die Gelegenheit zu nutze und paß deinen Vortheil ab.

Zweifeln Sie nicht an meiner Dankbarkeit, theuerster Oheim; aber sagen Sie mir, wer ist jene Dame in grauer Seide mit der Diamanten-Rivière, die sich so selbstbewußt beim Gange in den schlanken Hüften schaukelt?

Die? Das ist unsere Böhmenherzogin, unsere Zauberin Libussa, die Fürstin Therese von K., die Jugendgespielin und vertrauteste Freundin der Schwester des Kaisers, der Königin Marie Antoinette.

Denken Sie, die hat mich auch empfohlen, und zwar so, daß der Kaiser mich in seinem Dienste anstellen will!

Die Fürstin K.? Die hat dich empfohlen?! rief der alte Freiherr von Meichelbeck überrascht

aus, indem sein Gesicht um ein Bedeutendes länger wurde.

Sie hat es mir selbst gesagt, und es handelt sich um eine Anstellung in der unmittelbaren Nähe des Kaisers! Ich bin noch ganz außer mir von freudigem Schrecken!

Nun, so wünsche ich dir Glück, Karlchen, sagte der Oheim, sich fassend, da er an Karl's Unbefangenheit wahrnahm, daß dieser in seiner Unschuld gar nicht ahnte, durch welche kleine Windbeutelei der alte Diplomat sich eben bei ihm ein Verdienst hatte machen wollen. Ich wünsche dir Glück, und wenn du wirklich zu hohen Ehren kommen solltest, so vergiß nicht, daß ich in deiner Nähe bin, um bei vorkommenden Fällen deiner Unerfahrenheit zu rathen und beizustehen!

Sicherlich nicht, lieber Onkel, ich hoffe nur, daß solche Fälle nie in den Nachmittagsstunden vorkommen werden!

Oh, Schalk, was willst du damit sagen? Willst du deinem Oheim alte Gewohnheiten übel nehmen?

Der Freiherr von Meichelbeck drückte bei diesen Worten seinem Neffen sehr zärtlich die Hand; er äußerte die größte Besorgniß, daß Karl sich nicht amusire, er fragte mit höchster Theilnahme, ob die Lakaien ihn auch mit Speise und Trank versehen hätten — er war plötzlich von dem Air von feierlicher Ueberlegenheit, das er seinem Neffen bisher gezeigt, zu der Freundlichkeit eines Bologneserhündchens übergesprungen.

Ich empfehle dir diesen Punsch à la Romaine, Jüngelchen, sagte er, indem er mit der Spitze seines dreieckigen Hutes die Schulter eines servirenden Bedienten berührte. Komm Er hierher, guter Freund — versorge Er mir diesen jungen Herrn hier.

Ich bitte Sie, Onkel, es ist mir nicht möglich — aber Sie thun mir den größten Gefal-

len, wenn Sie mir noch etwas von der, „Zauberin Libussa" erzählen. In welchem Verhältnisse steht sie zum Kaiser?

Verhältniß? Du hast schärfere Augen, als ich dir zutraute, Karlchen. Warum gebrauchst du das Wort Verhältniß?

Weßhalb sollte ich es nicht gebrauchen?

Eh, eh, eh, Jüngelchen, du bist zum Diplomaten geboren!

Wollen Sie mir nicht antworten?

Brauchst du denn noch eine Antwort? Oder soll ich dir le secret de Polichinell offenbaren! Sie ist in den Kaiser verliebt.

Und er?

Der Gesandte zuckte die Achseln.

Nun, und er?

Der Freiherr von Meichelbeck zuckte die Achseln noch einmal so stark wie eben und verlor sich dann höchst diplomatisch im Gedränge.

Viertes Kapitel.

Die Uhr des Amalienhofes in der kaiserlichen Burg zu Wien schlug Mittag.

Karl's Herz pochte laut und ungestüm, als er durch die Corridore und hallenden Säle dieser Burg schritt. Eine Fülle historischer Erinnerungen, großer Gestalten der Vorzeit, glänzender Bilder und stolzer Gedanken stürmte in diesen hohen Palasträumen der Habsburger, der stolzen Ferdinande und der großen Maria Theresia auf ihn ein.

Aber es fiel ihm auf, wie still es in den Räumen der Burg war. Er hatte in dem Palaste des Kaisers Fülle und Gedränge erwartet.

Statt dessen eilten vereinzelt und lautlos einige Lakaien in schwarzsammtnen, hellgelb galonnirten Livreen über die glatten Parquets — hier und da stand ein Hatschier mit seiner Partisane und in seltsamer spanischer Tracht — endlich vor einer hohen Flügelthür hatte ein Thürhüter ganz in schwarzem Anzuge, ebenfalls nach spanischem Schnitte, Posto gefaßt. Er öffnete, ohne ein Wort zu sagen, und Karl trat in eine schmucklose Art von Galerie ein, welche jener berühmte Controllorgang war, der Schauplatz so vieler kleinen Dramen voll Interesse und — voll poetischer Gerechtigkeit. Ein Adjutant, der in diesem Raume auf und ab schritt, bedeutete Karl, zu warten.

Nach einer Weile öffnete sich die dem Eingange gegenüber liegende Thür, und ein Mann trat auf die Schwelle — es war der Kaiser selbst. Er rief rasch und heftig, wie ungeduldig, die Frage aus: Ist noch Jemand da?

und als er Karl wahrnahm, winkte er ihn zu sich, indem er in sein Cabinet zurücktrat. Karl folgte ihm. Das Cabinet des Kaisers hatte eine überaus bescheidene Einrichtung und machte einen auffallenden Eindruck von Kälte und Leere, so phantasielos war die ganze Ausstattung des Raumes, in welchem Joseph II. wohnte und arbeitete. Eine unermeßliche Menge Acten und Schreibereien bedeckten die Tische, an jenes Wort Friedrich's erinnernd, der den Kaiser ein lebendiges Repertorium von Handschreiben und Decreten nannte. Zwei Secretaire mit überwachten und von Arbeit erschlafften Gesichtern schoben eben ihre Papiere zusammen und entfernten sich.

Bis halb Zwei, meine Herren, sagte der Kaiser zu ihnen, und dann wandte er sich zu Karl. So freundlich der Kaiser sonst gegen Jedermann war, so ruhten doch jetzt seine hellen Augen vom reinsten, von jenem berühmten

„Kaiser-Augenblau“ mit einer gewissen Strenge auf unserem Helden, ja, es war, als läge ein Ausdruck von Verdrießlichkeit in seinen Zügen. Es mochte ihn gereuen, daß er in jener Raschheit seines Charakters, die er schon so oft theuer hatte büßen müssen, ein Versprechen gegeben, welches vielleicht nur schwer, vielleicht gar nicht zu erfüllen war. Und das nun gar einer bloßen Laune, der zufälligen Wendung eines scherzhaften und neckenden Gespräches mit einer Dame zulieb! Welche Anstellung in seiner Nähe verdiente dieser junge Mensch, zu welchem Amte war er tauglich? welchen Charakter hatte er? Der Kaiser wußte von allem dem nicht das Mindeste. Er mußte das unglückliche Glückskind ins Verhör nehmen.

Sie sind nicht fern von der Grenze meiner rebellischen Niederlande zu Hause? Denkt man bei Ihnen auch, wie die da im Westen?

Vielleicht denkt ein Theil des Volkes so,

aber man handelt anders — zwischen Denken und Handeln ist bei den Deutschen eine größere Kluft, als bei ihren Nachbarn.

Das heißt, sie sind Schlafmützen, und es ist Indolenz, wenn sie mir treu bleiben?

Majestät . . .

Sprechen Sie frei heraus, was Sie denken!

Daß Ew. Majestät Unterthanen in meiner Heimat nicht handeln wie Rebellen, kann ich unmöglich Indolenz haben nennen wollen; daß ein Theil von ihnen so denkt, wie eine Partei in den Niederlanden denkt, mag dagegen jeden harten Ausdruck verdienen.

Weßhalb? Wissen Sie denn, ob diese Menschen in ihrer Dummheit, womit sie sich gegen meine Gesetze auflehnen, nicht höchst weise sind? Wissen Sie denn, ob es nicht die Aufgabe des Monarchen ist, zu hemmen, das Vorurtheil zu schützen und das Veraltete zu stützen, statt auf der Bahn des Fortschritts und der Aufklärung

fortzureißen? Ist es denn so wahr, daß der Monarch als Steuermann des Staatsschiffes das Ruder zu führen habe? Wenn die Fürsehung nun wollte, daß der Geist der Volksentwickelung, der Genius einer Nation der Steuermann des Schiffes sei und der Monarch mit seinem Adel nur der nothwendige Ballast? Hätten dann Ihre Junker, die mit meinem Steuern so unzufrieden sind, nicht am Ende Recht?

Karl, der nicht wußte, ob der Kaiser im Ernst oder ironisch diese paradoxe Behauptung aussprach, wollte etwas antworten, aber Joseph unterbrach ihn rasch abspringend: Wollen Sie mir in meinem Heere dienen?

Auf Karl's Zügen spiegelte sich etwas wie unangenehme Ueberraschung und Enttäuschung.

Sie wollen nicht — weßhalb nicht?

Welche Anstellung verlangen Sie von mir? — Der Kaiser sagte dies in raschem, ungedul=

digem Tone, und bei aller Aufregung, in welcher Karl sich befand, fühlte er sich doch durch die Art, womit Joseph II. zu ihm sprach, verletzt. Er hatte alle die tiefe Reizbarkeit, welche der Jugend eigen ist und ihr so manchen innern Schmerz bereitet, den der ältere, auf einer festen Lebensstellung fußende Mann nicht mehr kennt.

Ich verlange keine Anstellung von Ew. kaiserlichen Majestät, versetzte er deßhalb mit zuckender Lippe. Durch Vermittlung meines Oheims, des Freiherrn von Meichelbeck, und der Frau Fürstin von K. ist mir der Befehl zugekommen, um diese Stunde vor dem Angesicht des Kaisers zu erscheinen, da ich in seinen unmittelbaren Dienst gezogen werden solle. Ohne diesen ausdrücklichen Befehl würde ich nie gewagt haben, Ew. kaiserlichen Majestät mich vorzustellen, und noch in diesem Augenblick kann ich nicht denken, daß ich der angedeuteten Gnade würdig sein sollte.

Also Sie verlangen nichts?

Ich bin in zu tiefer Verehrung für Ew. kaiserlichen Majestät Person auferzogen, um nicht etwas zu erbitten.

Und das ist?

Daß es Ihnen gefallen möge, Sire, zu glauben, es gebe bei uns Edelleute, welche Gut und Blut für ihren Kaiser zu opfern bereit sind, ohne deßhalb Gedanken an Gnaden und Anstellungen zu nähren.

Der Kaiser schien die Gemüthsstimmung zu durchschauen, welche aus Karl sprach, und dies gewann sein Wohlwollen.

Eh bien, sagte er und fragte plötzlich wieder abspringend: Herrscht Dürftigkeit oder Wohlstand in Ihrer Heimat? Was thut man für jene?

Wohlstand und Armuth sind da; jener gibt dieser, wie ein Herr seiner Sklavin, weil er keine Lumpen sehen mag, nicht wie ein starker

Bruder seiner schwachen und siechen Schwester!

Der Kaiser schwieg einen Augenblick, während sein Blick fortwährend forschend auf den Zügen des jungen Mannes ruhte. Dann sagte er:

Sie wollen nichts von mir! Gut — ich will Sie über Die setzen, welche etwas von mir wollen!

Der Kaiser setzte sich, schrieb einige Zeilen nieder, faltete und siegelte sie und sagte dann zu Karl: Tragen Sie diese Zeilen zu Sonnenfels.

Der Monarch wandte sich ab und war im nächsten Augenblick aus dem Cabinet verschwunden. Der Thürhüter trat ein und winkte Karl, ihm zu folgen. Als dieser durch die nächsten Zimmer schritt, sah er durch ein offenes Fenster den Kaiser unten im Hofe, sowie er ihn verlassen hatte, in der schlichten Uniform, im großen abgetragenen Hute und den hohen Stiefeln mit

klirrenden Sporen, zu Pferde steigen, um seinen gewöhnlichen Spazierritt in den Prater zu machen. Der Graf Rosenberg, sein Liebling, erwartete ihn und hielt ihm den Bügel.

Nach einigen Minuten stand Karl in der geheimen Hofkanzlei und wurde in das Arbeitszimmer des berühmten Hofraths Sonnenfels geführt, der mit großer Lebhaftigkeit ihm entgegensprang und im Nu das Handbillet des Kaisers aufgerissen, gelesen und wieder gelesen hatte. Dann fuhr der kleine bewegliche Mann mit dem ausdrucksvollen Judengesicht in seinen Sessel zurück, winkte Karl, sich niederzulassen, und sagte, während sein lebhaftes Mienenspiel keinen Augenblick aufhörte: Der Kaiser ernennt Sie zum Hofsecretair — wie heißen Sie? woher sind Sie? — Sie erhalten 600 Gulden Gehalt — Sie müssen im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr im Vorzimmer des Kaisers sein, weiter haben Sie nichts zu thun;

nach einer Stunde, wenn Sie nicht gerufen werden, können Sie wieder gehen. Eine hübsche Stelle das und von Einfluß, Sie können sich Glück wünschen, ich habe nicht so hoch anfangen dürfen, ich war fünf Jahre lang gemeiner Soldat, dafür sind Sie Junker und ich war ein armer Judenbube. Wie lange sind Sie schon in Wien? Haben Sie schon die Schauspiele besucht? Man hat mich neulich als Hanswurst auf die Bühne gebracht, weil ich ihnen den Hanswurst nicht wie Gottsched feierlich ausgetrieben, sondern habe einmauern lassen — du lieber Gott, ein Mann darf sich nicht irre machen lassen, wenn man auch mit Koth beworfen wird — nun, Sie werden auch schon Ihre Erfahrungen machen, ich kann mich mit dem Bewußtsein trösten, daß Wien heute das Vergnügen einer gesitteten, regelmäßigen Schaubühne empfindet, und das ist mein unverwesendes Siegeszeichen! Sie werden sich mit dem

Bewußtsein trösten können, daß Sie Hunderten von Armen und Leidenden die einzelnen Bäche aus dem großen Strome der Gnade unsers unvergleichlichen Joseph des Andern zulenken — ja, das ist es. Haben Sie mir noch etwas zu sagen?

Erlauben Sie mir wenigstens, Ihre Fragen zu beantworten, und gestatten Sie mir auch eine Frage, versetzte Karl, der ein Lächeln über die seltsamen Alluren des Männchens im grünen Schnürrock nicht unterdrücken konnte. Er gab dann dem Hofrath die Auskunft über sich, die dieser verlangt hatte, und schloß mit den Worten: Und nun muß ich Sie noch um Aufklärung bitten, wozu der Kaiser mich bestimmt und was ich in seinem Dienste thun soll.

Ja so — das will ich Ihnen sagen — er trägt sich seit einiger Zeit mit der Errichtung der Stelle, welche er Ihnen übertragen — er fühlt, er hat sich überarbeitet, und in der That,

dies Leben voll Mühe und Bürden können Seine Majestät so nicht fortführen. Von Morgens Fünf bis Neun gelesen und geschrieben, dann ins Cabinet bis Mittag, dazwischen alle Stunde einmal in den Controlorgang, um allerlei Volk seinen Unsinn auskramen zu hören. Nach einem kurzen Spaziergang oder Ritt um Mittag wieder an die Arbeit, endlich ermüdet und abgespannt zu Tische — taugt gar nichts, das! Nach der Tafel Musik, bis 7 Uhr Audienzen, dann ins Theater, danach in Gesellschaft, nach eilf Uhr noch Sachen von Wichtigkeit ausgearbeitet, dann ein unruhiger Schlaf auf einer Hirschhaut und einem Sack voll Maisblätter — du lieber Herrgott, solch ein Leben ist um einen Menschen von Eisen todt zu hetzen! Der Kaiser hat mir nun aufgegeben, eine Instruction für die neue Stelle aufzusetzen — hier — warten Sie — ach, hier — da haben Sie das Papier, und nun, ich bin sehr beschäftigt, wir hat-

ten Session heute Morgen. — Auf das Glück, Sie wieder zu sehen — leben Sie recht wohl, ich bin erfreut, Sie kennen gelernt zu haben — Sie sind ein Mann, mit dem man sich ganz vortrefflich unterhält; wenn ich Ihnen in etwas dienen kann, wenden Sie sich nur an mich — gehorsamster Diener — küss' Ihnen die Hand!

Der Hofrath hatte mit diesen Worten unsern Helden zur Thür hinauscomplimentirt, und dieser stand draußen auf dem Gange, als kaiserlich königlicher Hofsecretair mit 600 Gulden Gehalt, ohne noch im geringsten etwas Anderes zu wissen, wozu er eigentlich berufen sei, als daß er Morgens um Fünf im Sommer und um Sechs im Winter aufstehen solle.

In seltsam gemischter Stimmung, halb voll Freude, halb voll Unruhe und getäuschter Erwartung, begab er sich nach Hause, wo sein Oheim ihm unruhig entgegeneilte und ihn mit Fragen bestürmte. Karl befriedigte den Frei=

herrn von Meichelbeck so vollständig er konnte, und dann machten sich Beide an das Studium der schriftlichen Instruction, welche Karl von dem „Montesquieu Oesterreichs" erhalten hatte. Aus diesem Actenstücke nun ging hervor, daß der Dienst des jungen Hofsecretairs darin bestehen sollte, alle für den Kaiser einlaufenden gewöhnlichen Bittschriften um Unterstützungen, Almosen, kleine Belohnungen, Ehrenzeichen rc. an sich zu nehmen und in ein Buch mit verschiedenen Rubriken den Namen des Bittstellers, dann sein Gesuch, dann die seine Ansprüche stützenden Gründe und endlich die Bemerkungen einzutragen, welche der Secretair zu machen finde, nachdem er mit dem Bittsteller gesprochen oder Erkundigungen bei den Behörden über ihn eingefodert, wozu ihm ein Hofconcipist zur Hülfleistung gestellt war. Eine letzte Rubrik in dem Buche blieb leer, um die Entscheidungen des Kaisers aufzunehmen. Abends vor Schla-

fengehen mußte der Kaiser das Buch auf seinem Tische finden, Morgens früh der Hoffecretair es in Empfang nehmen, um die Entscheidungen des Kaisers auszuschreiben, dessen allenfallsige mündliche Instructionen entgegenzunehmen und der betreffenden vollziehenden Behörde zu übersenden, was gewöhnlich der Cassirer des kaiserlichen „Kammerbeutels" war.

Ein schönes Emploi! rief der Oheim lachend. Du wirst mit sämmtlichen Bettlern der Monarchie zu thun bekommen!

In der That, ich weiß gar nicht, weßhalb ich eine solche Stelle annehmen soll — ich bin nicht hierher gekommen, um eine Stelle zu erhaschen, und habe nicht nöthig, um 600 Gulden meine Freiheit zu verkaufen!

Nicht annehmen — Jüngelchen, bist du nicht gescheit — eine Stelle, die dich fortwährend mit dem Kaiser in Berührung bringt — die so einflußreich gemacht werden kann wie irgend eine

im Lande, wenn du geschickt bist und deinen Vortheil verstehst, nicht annehmen — das hieße eine Million ausschlagen, weil Der, welcher sie dir schenken will, mit einem Gulden aufzuzählen anfängt!

Sie mögen Recht haben, Oheim; ich werde viel Gutes wirken können und will es versuchen — ich bin ja nicht gebunden!

Thue das — es wird dich jedenfalls bedeutend fördern, denn du wirst die Welt kennen lernen!

Fünftes Kapitel.

Diese Prophezeiung des Freiherrn von Meichelbeck erfüllte sich vollständig. Karl hatte erst wenige Wochen seines täglichen Dienstes gewartet, als er bereits trotz aller frischen, unverkümmerten Jugend seines Herzens eine unsägliche Verachtung der Masse der Menschen seinen Geist beschleichen fühlte. Hatten ihm frühere Erfahrungen, Lambert's Benehmen z. B. oder jene Scheußlichkeiten eines blutigen Volksvergnügens, die ihn unlängst mit Entsetzen erfüllt, das Volk roh und thierisch erscheinen lassen, so war es ihm jetzt zuweilen, als blicke er in einen Abgrund von Jämmerlichkeit und Niedrigkeit.

Zwei Mal im Tage brachte ein Adjutant des Kaisers ihm die eingelaufenen Bittschriften in sein Arbeitszimmer in der Hofkanzlei. — Die kurzen Auszüge waren bald gemacht, aber um gewissenhaft die seinen Bemerkungen bestimmte Rubrik des Supplikenbuchs ausfüllen zu können, ließ Karl sich die Mühe nicht verdrießen, möglichst viele der Bittsteller selbst aufzusuchen, sich nach ihren Verhältnissen zu erkundigen, sie zu beobachten, ihre Klagen anzuhören. Dabei schärfte sich mit wunderbarer Schnelligkeit sein noch unsicherer psychologischer Blick, und der Enthusiasmus der Wohlthätigkeit, welcher ihn erfüllte, wurde kühler und kühler. Wie manche Schuld trat an ihn heran und hatte sich in die zerrissenen Gewänder des Unglücks gehüllt — wie manches Laster heuchelte sich in die Larve gekränkter Unschuld — wie manche Lüge kam mit frecher Miene und foderte das Eigenthum der Armuth für sich als ihr Recht! Die Faul=

heit verlangte Steuern vom Fleiße; von den Summen, welche der Pflug des Landmannes und das Werkzeug des Handwerkers dem Staate aufbringen mußten, wollten Scharen von nichtsthuenden Schmarotzern zehren — und doch waren alle solche Erfahrungen nichts im Vergleich mit dem Eindrucke, den die Art der Bitten auf Karl hervorbrachte. Dieser hätte nie geglaubt, nie geahnt, daß der Eigennutz und die Habsucht so aller Scham entblößt auftreten, daß der Ehrgeiz selbst, um nur seine Zwecke zu erreichen, so ohne Anstand in den Rock der Niederträchtigkeit schlüpfen, die Eitelkeit so demüthig am Boden kriechen könne. Um aus dem großen Borne der kaiserlichen Freigebigkeit einen Tropfen nur zu erlangen, schien einer Menge dieser Bittsteller kein Mittel zu niedrig; es war eine Unmännlichkeit, ein Krümmen im Staube, ein Wegwerfen der Menschenwürde, eine „Verhündigung" vor der Person des Kaisers, um

eine Pension, ein Gnadengeschenk, ja einen Orden, eine kleine Anstellung zu erhalten, daß ein wahrhafter moralischer Ekel den jungen Hoffecretair beschlich, wenn er so manche dieser Bettelbriefe durchgelesen hatte.

Zuweilen ließ der Kaiser ihn zu sich rufen, um ihm mündlich einen Auftrag zu geben oder eine Erläuterung zu verlangen.

Als er eines Morgens in das Cabinet des Kaisers beschieden wurde, traf er Kaunitz bei ihm. Der Kaiser saß an seinem Arbeitstische, ihm gegenüber der Fürst, der seine schwächliche Figur in eine Unzahl Röcke zugeknöpft hatte und aus einem Actenhefte vorlas. Karl blieb wartend an der Thür stehen. Der Vortrag des Ministers endete mit dem dringenden Rathe, eine Maßregel des Kaisers, welche den lebhaftesten Widerspruch bei den Ungarn gefunden hatte, zurückzunehmen.

Als Kaunitz fertig war, sprang der Kaiser auf und ging im Zimmer auf und ab.

Zurücknehmen! Lehren Sie mich ein Wort sagen, Kaunitz, und ich will zurücknehmen!

Welches Wort, Sire?

Den Trost Ludwig's XV.: Après nous le déluge!

Kaunitz zuckte mit den Achseln.

Vor einer Sündflut brauchen wir nicht zu bangen. Der liebe Gott hat bei der ersten ihre völlige Fruchtlosigkeit eingesehen.

Sie sind ein Spötter. Mir ist ernst zu Muthe. Ich sehe den Untergang Oesterreichs vor Augen. Das Gesetz, das ich cassiren soll, ist eins der Bänder, womit ich die Monarchie zusammenzuschmelzen hoffte, und diese Bänder reißen eins nach dem andern!

Wir haben ja die pragmatische Sanction! warf Kaunitz ein, mit einem Tone, der unbestimmt ließ, ob es ihm Ernst oder Ironie sei.

Das ist ein Stück Papier; um diese bunte Mischung von verschiedenen Völkern und Stäm-

men aneinander zu binden zu einem Reiche, bedarf es eines andern und mächtigern Zaubers.

Aber wenn hinter dem Stück Papier die Gewalt, ja die deutsche Kaisermacht steht, um es aufrecht zu erhalten, sagte Kaunitz wieder mit einem unmerklichen Anflug von Spötterei, denn er sah den Kaiser in einer Stimmung, in welche ernsthaft einzugehen er nichts weniger als Lust hatte, um seine Klugheit nicht zu vergeuden und die Perlen seiner Diplomatie nicht den Hunden einer bissigen Stimmung vorzuwerfen.

Mein Leben ist ein Beweis, wie wenig die Gewalt vermag, versetzte der Kaiser düster. Und die deutsche Kaisermacht? Die schlüpft Oesterreich aus den Händen über seiner unseligen Lage daheim; Habsburg ist ein Hirt, der seine Völkerheerde nicht verlassen darf, damit sie nicht auseinanderläuft. Unterdeß wandelt Deutschland andere Wege und Habsburg kann nicht folgen.

Eure Majestät fodern ungeduldig von dem Augenblick das Resultat, welches nur ein halbes Jahrhundert vollenden kann, warf Kaunitz ein. Genug, daß Sie es unternommen haben, aus den „Erbländern" ein österreichisches Reich, eine Monarchie zu machen. Das Werk vollenden werden Ihre Nachfolger, wird die Geschichte.

Glauben Sie, Kaunitz? Und wenn ich Ihnen nun sage, daß die Geschichte gerade das Umgekehrte thun wird? In diesen Ungarn steckt der Keim unsers Untergangs. Indem ich die Monarchie zusammenschmelzen wollte, habe ich sie zugleich deutsch machen wollen. Das ist mislungen. In den Kampf der Ungarn wider meine Politik mischt sich ein Element, welches früher unserer Staatskunst fremd war: die Nationalität. Tritt dazu der Freiheitsschwindel, den die französische Revolution in die Welt wirft, so ist ein Dämon unter den Völkern losgelassen,

der Oesterreich über den Haufen stürzt. Wie die Ungarn werden einst auch die Czechen, die Lombarden, die Galizier — vielleicht bis zu den Panduren und Croaten hinab — eine nationale Unabhängigkeit fodern. Wenn sie nun einst alle kommen, wenn sie alle sich erheben wider das deutsche Wien, das deutsche Habsburg — was dann? Wissen Sie ein Mittel, sie zu fesseln, Kaunitz? — weiß Er eins, junger Mann? wandte der Kaiser sich an Karl, vor dem er in diesem Augenblick auf seiner heftigen Wanderung durch das Zimmer stehen blieb.

Majestät — ein Mittel gäb' es —

Die Völker müßten immer einen so hinreißend bezaubernden, einen so glühend geliebten Kaiser haben wie mich, will Er sagen — ich kenne diese hohlen Redensarten.

Das wollte ich nicht sagen, Sire, versetzte Karl mit Nachdruck. Ich wollte sagen, daß so viele verschiedene Völker sich immer in einem

Staate zusammenhalten lassen, so lange dessen Princip ein alle gleich lockendes und mit sich fortreißendes, z. B. die Initiative der Humanität oder der Ruhm ist, also in einem kriegerischen und erobernden Staate.

Darin liegt viel Wahres, sagte der Kaiser zu Kaunitz gewendet.

Bleibt Oesterreich an Siegen und an Ehren reich, so hat es von der Verschiedenheit seiner Nationalitäten nichts zu fürchten — fuhr Karl fort; aber — wenn Eure Majestät mir weiter zu reden erlauben — sobald es kein Ruhm mehr ist, ein Oesterreicher zu sein, dann freilich wird man vorziehen, ein Czeche, ein Magyar zu sein. Und so glaube ich, daß, wenn Oesterreich sich schwach, sich verzagt, in seiner Politik lässig und kurzsichtig zeigt, wenn es unter den Völkern sich in die zweite Stelle drängen läßt, es bald die letzte einnehmen wird!

Oesterreich müßte also immer ein kriegeri-

scher Staat bleiben? Aber wenn die Verhältnisse uns einen langen Frieden aufzwingen, wenn unterdeß jener Dämon sich entwickelt —

Er wird nicht in allen Stämmen sich zugleich, in gleichem Maße entwickeln, fiel Kaunitz ein: man wird deßhalb immer die Nationalität des einen mit dem bändigen können, was an Anhänglichkeit an Habsburg im andern übrig geblieben; und besonders wird es nützlich sein, die Nationalitäten durcheinander zu würfeln, so daß keine unvermischt in ihren Sitzen bleibt und eine ungestörte Alleinherrschaft in ihrem eigenen Hause erringt. Man muß es machen wie die Instrumentenbauer: sie leimen zwei Stücke aus verschiedenen Holzarten zusammen, und dann zieht und dehnt es sich nicht!

Eine zusammengeleimte Politik! sagte der Kaiser, indem er sich in seinen Armsessel niederwarf und den Kopf auf die Hand stützte. Mir ist bange um Oesterreich! Es zu retten, ist eine

Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen fühle! Wollte Gott, meine Nachfolger wären es! Wollte Gott, ein Habsburg wäre groß und stark genug, das deutsche Element in meinen Staaten durch eine Eroberung zu verstärken, die es in alle Zeit mächtig genug machte, die nicht-deutschen Länder festzuhalten und zu beherrschen! Diese Eroberung müßte die Deutschlands sein. Ein deutsches Reich, nicht mit einem Schattenkaiser, wie ich es bin, sondern mit einem Selbstherrscher, dem man von der Nordsee bis zum adriatischen Meere gehorchte, wie man in Brandenburg und Pommern Friedrich dem Einzigen gehorcht — Das könnte die Aufgaben lösen, unter welchen Oesterreich unterliegt. Glauben Sie nicht, Kaunitz, daß eine Herstellung der alten königlichen Macht in Deutschland durch ein Erobererergenie, welchem die Heere Oesterreichs zu Gebote ständen, ausführbar sei?

Kaunitz klopfte mit den Fingern auf den Deckel seiner Tabatière; es schien ihm nicht der Mühe werth, auf eine so ausschweifende Idee einzugehen.

Und doch wäre diese Idee die beste gewesen, welche die österreichische Politik zur Zeit Joseph's II. und nach dem Tode Friedrich's des Großen nur hätte fassen können. Während Frankreich in die Zuckungen der Revolution fiel, England erschrocken ihm zuschaute und sich gern jeder Kraft alliirte, die auf dem Continent Frankreichs Einfluß aufwägen konnte; während in Preußen ein Friedrich Wilhelm II. regierte — da hätte Oesterreich seinen Napoleon haben müssen, und Deutschland wäre jetzt ein großes Reich, mit einer Macht, stark genug, um für ewig alle Vasallenländer Treue zu lehren! Das Haus Habsburg hat den Zeitpunkt nicht benutzt: es hat die Kaiserwürde immer tiefer sinken und endlich ganz fallen lassen. So ist es

dahin gekommen, was Joseph II. ahnte, als seine Unionsversuche am Nationalitätsgefühl der Ungarn scheiterten. Seine Völker streben auseinander. Es wird sie zusammenhalten wollen und in diesem Kampfe wider die Natur und den Entwickelungsgang der Geschichte untergehen. Oesterreich hat Deutschland aufgegeben, es hat seine Mutter verlassen, und dafür ereilt es die Strafe der Kinder, welche Vater und Mutter nicht ehren.

Aber kehren wir zu unserm Helden zurück, der, den Kopf voll Gedanken, das Arbeitszimmer des Kaisers verließ. Als er Abends bei seinem Oheim in dem kleinen Garten unter einer Laube verblühten Gaisblattes saß, erzählte er ihm von dem Gespräch, das er angehört.

Ja, ja, sagte der Freiherr von Meichelbeck, es mag unserm glorreichen Josephus mitunter etwas schwül werden. Was unsere Weisheit auch zimmert — es ist immer nur das Schau=

gerüst für eine zukünftige Revolution. Das wird so lange dauern, bis die Staaten gar nicht mehr gebaut, sondern in die Luft gestellt werden.

In die Luft? Das lautet paradox!

Von einem alten Diplomaten freilich! Aber steht nicht die Kirche auch in der Luft? Und steht sie nicht seit beinahe zwei Jahrtausenden ganz ohne Aufwand Kaunitz'scher Staatsklugheit und ohne die Stütze Laudon'scher und Lacy'scher Bayonnette? Aberdas sind ernste Dinge, welche uns die Ruhe dieses schönen Herbstabends trüben; erzähle mir etwas, wobei man nicht an die Zukunft zu denken braucht, die eine höchst widerwärtige Zugabe zum Leben ist, ein falscher und bitterer Beigeschmack an der süßen Schüssel des Daseins. Es werden dir ja genug lustige Curiosa vorkommen und hundert verwunderliche Käuze, die des Kaisers Gnade in Anspruch nehmen!

Wunderliche Käuze in der That, aber selten

lustige, und wenn man so sieht, wie die Menschen sich dem Monarchen gegenüber entwürdigen, so kann man ihn nur bewundern, daß er den Glauben an die Menschen nicht verliert und nicht zu einer tiefen Verachtung ihrer aller kommt, daß er noch den unverwüstlichen Muth behält, mit eigener Aufopferung an ihrem Wohle zu arbeiten!

Der Oheim machte ein Gesicht, als ob er andeuten wollte, daß er seine eigenen Gedanken darüber habe. An ihrem Wohle? Liebes Karlchen, sagte er, es gibt eine Geschichte, in die man die Thaten der Monarchen einträgt! Und dann bringst du nicht in Anschlag, daß dir Manches ein unwürdiges Wegwerfen scheint, was dem nicht so vorkommt, dem damit geschmeichelt werden soll.

Weßhalb nicht?

Entwürdigen kann sich der Mann nur vor dem Manne, die Götter der Erde aber . . .

Joseph II. will nichts sein als ein Mensch, im schönsten Sinne des Wortes. Er ist ja der bewundernswürdige Ausdruck der Humanität, zu der unser Jahrhundert sich aufzuschwingen ringt; und was dieses letztere angeht, so sehe ich für dasselbe kein anderes Heil als durch einen Weisen auf dem Throne, wie Joseph der Andere ist!

Ich sehe, ich muß meinen Unterricht von neulich wieder aufnehmen, lächelte der alte Freiherr.

Bemühen Sie sich nicht, lieber Oheim, Sie werden mir meinen Enthusiasmus nicht ausreden, und ich werde nie glauben, daß die sittliche und politische Weiterentwickelung des Volks anders als von oben, von solchen Regenten, wie unser Monarch ist, oder durch solche Rathgeber der Krone, wie Kaunitz, wie Sonnenfels sind, kommen werde. Nur Eins möchte ich einräumen: es scheint mir fast, als wenn Joseph II.

zu sehr Mensch und Philanthrop wäre und zu menschlich aus dem Nimbus heraustträte, der einer illusionen- und wunderbedürftigen Masse halber dem Königthume noth thut, und der als divum numen um die alten Imperatoren lag, deren Nachfolger unser Kaiser ist. Joseph vertauscht zu oft die gesicherte Stellung des Herrschers mit der precairen und gefährlichen des geistreichen Mannes. Seine Sucht, das letzte Wort zu behalten, läßt ihm oft Niederlagen zu Theil werden, und sein persönliches Selbstgefühl macht ihn zuweilen den Schild seiner Würde vergessen, den er nie ablegen sollte.

Da hast du Recht, fiel der Oheim mit seinem stereotypen Lächeln ein; er selbst sagte einst, als man ihm eine alte Krone zeigte und ihn aufmerksam machte, wie leer an Steinen und Zierath sie sei: „Ueberhaupt ist jede Krone ohne Kopf eine leere Sache.“ Ich aber frage dich, was wäre ein Königskopf ohne Krone? Uebri-

gens wollen wir nicht länger streiten; Jeder muß durch Erfahrung klug werden, und du sitzest ja jetzt an der Quelle der Erfahrungen. Was ich dir sagen wollte, ein Lakai war da, der dich einlud, morgen Abend zur Fürstin K. zu kommen.

Diese Einladung hatte etwas Unangenehmes für Karl; er scheute die Fürstin — aus ihren leidenschaftlichen Augen hatte ihn etwas angeblitzt, das seiner klaren, reinen Natur einen fatalen Eindruck machte, etwas Dämonisches, seinem Wesen Widerstrebendes. Zum vollen Bewußtsein war dieser Eindruck freilich nicht in ihm gekommen — auch hatte er heute keine Muße, darüber nachzudenken, denn als er sich auf sein Zimmer zurückzog, um sich zur Ruhe zu begeben, fand er einen Brief aus der Heimat auf dem Tische, der ihn in die größte Aufregung versetzte. Der Brief war von Cölestinen, ein langer Brief, mindestens sechszehn Seiten

der zierlichsten, regelmäßigsten Handschrift, und auf allen sechszehn Seiten nicht Ein orthographischer Fehler. Cölestine schüttete allen Kummer der Einsamkeit, allen Schmerz der Sehnsucht darin aus — schwärmerische Worte voll weichster Empfindung richtete sie an ihren Geliebten; er sah sie hinter ihrem rebenumsponnenen Fenster sitzen, die Blicke in die Abendröthe senkend und eine unendliche Bedeutung legend in jede Erinnerung an ihn — jede Blume, die er ihr geschenkt, als ein Heiligthum hütend, jedes Wort, welches er zu ihr gesprochen, sich wieder und wieder vorsagend, als läge ein unergründlicher tiefer Sinn für sie darin. Er sah mit Schrecken Cölestinen in dieses Gefühlsleben, in diese Dämmerung, welcher nur aus einem Sterne Licht zuströmte, sich einspinnen und die Welt darüber vergessen. — Eine Resignation, ein Verzagen lag in dem ganzen Briefe, das, weit entfernt, mit froher und jugendlicher Zu-

versicht in die Zukunft zu blicken und ein ordentliches, gesundes Stück Glückseligkeit, wie jeder Sterbliche darauf Anspruch machen kann, zu hoffen, nicht einmal in der Hoffnung ein Glück zu suchen schien. So ganz war sie in stillem Brüten über die Vergangenheit verloren und verlangte nichts Anderes von der Welt, als nicht aus diesem Zustande aufgeschreckt zu werden.

Noli turbare circulos meos! sagte Karl, nachdem er den Brief gelesen, und schritt dann in großer Bewegung auf und ab. Er war äußerst unzufrieden mit Cölestinen.

Ich habe ihr doch geschrieben, in welcher Welt voll Leben und Thätigkeit, in welchem Mittelpunkte großartiger Bewegung ich lebe! rief er unmuthig aus — sie wünscht mir kein Glück dazu — das Alles ist ihr nichts — nicht einmal der Kaiser interessirt sie, denn in drei Worten wird sie fertig mit ihm! Gott, könnte ich sie nur einmal hier mitten in den Strudel

des Lebens, dicht an den Webstuhl der Geschichte bringen; könnte sie sehen, wie die Menschheit strebt, ringt und sich abkämpft, wie alle Springfedern des Geistes, alle Muskeln männlicher Thätigkeit spielen und arbeiten in einer solchen Welt, an einem Herde des Lebens!

Wie ungerecht sind die Männer!

Es verdroß Karl, daß Cölestine, die daheim im stillen Dorfe geblieben, nicht genau dieselbe Stimmung mit ihm mehr habe, der in die Schule des Lebens getrieben war. Es verdroß ihn, daß sie die neuen Eindrücke, welche sein Geist empfangen, nicht theile, obwol sie ja keine Ahnung von diesen Eindrücken haben konnte! Er zürnte ihr darum und hätte doch selber nicht vermocht, sich in die alten Stimmungen wieder zu versetzen, die er ja auch durchlebt hatte! Vielleicht lag auch eine kleine Beleidigung seiner Eitelkeit darin, daß sie nicht größere Wich-

tigkeit an seine Erlebnisse, seine Stellung knüpfe, als an ihre Empfindungen.

Nur zwei Nachrichten aus der Heimat enthielt der Brief: Lambert, schrieb Cölestine, sei nach Paris gewandert und habe nichts von sich hören lassen; selbst sein Vater, der Schulze, habe keinen Brief von ihm, wie dieser dem Hauptmann geklagt, der jetzt viel auf dem Hofe des alten Bauers verkehre. Dafür sei ein junger französischer Marquis auf Haus Schwalborn angekommen. Marianne sei aus dem Stifte zurückgekehrt, wohin sie zum Besuch einer Verwandten unmittelbar nach der häuslichen Katastrophe von Gnaden Mama gesandt worden war; der junge Franzose mache dem Fräulein gewaltig den Hof, und wie man sage, mit Erfolg — Bestimmteres wußte Cölestine nicht, da Marianne den Umgang mit ihr abgebrochen hatte.

Karl konnte lange keinen Schlaf finden,

nachdem er sich niedergelegt. Er entwarf tausend Plane, wie er jetzt, durch seine Anstellung gewissermaßen unabhängig geworden, Cölestinens Schicksal mit dem seinigen verbinden und sie ihrem unthätigen, welken Gefühlsleben entziehen könne, damit sie in der frischen Atmosphäre gesunder Thätigkeit erstarke und damit kräftigere Farben irdischer Gesundheit auf die Wangen zurückkehrten, die durch den Passionsblumenduft ihrer Empfindungen den Schmelz verloren. Er dachte über die ganze Richtung nach, welche sein Oheim, der gute Domherr, den jungen Gemüthern gegeben, die in seiner Nähe lebten, und beschloß, gleich morgen an Cölestinen alles das zu schreiben, was sein Herz erfüllte. Er wollte sie warnen vor jener Sentimentalität, in die so mancher edle Geist einer Generation verfallen, welche gesunde Herzens- und Gemüthsnahrung, welche einfache Religiosität als zu ungebildet beseitigt und da-

für die schwächliche Schwärmerei eines Literaturpietismus eingeführt hatte, an dem nun die Seelen kränkelten.

Um so nachdrücklicher wollte er seine Geliebte davor warnen, als er ja selbst von dieser Richtung soeben noch umstrickt und befangen gewesen; ja, eigentlich schüttelte er sie erst in diesem Augenblicke ganz und gar völlig ab, wo sie ihm in Cölestinens Briefe so unangenehm entgegentrat, und wo er vorbereitet war auf einen solchen innern Umschwung des Geschmacks durch die Erfahrungen und Erlebnisse seiner letzten Wochen, die ihm den Blick ins wirkliche Leben eröffnet hatten. Und wie himmelweit war dieses wirkliche Leben von dem lügnerischen, rosen- und vergißmeinnichtumkränzten Spiegel entfernt, den die Lieblingsdichter seines guten Oheims Ehrembrecht ihm vorgehalten hatten! Karl's Natur aber war zu gerade und unverkümmert, um nicht überall vor Allem zuerst die Wahrheit zu verlangen.

Als er endlich den Schlummer fand, wurde er von ängstlichen Träumen gepeinigt. Er glaubte Cölestinen zu sehen, die ein bleiches Haupt über die Wellen eines reißenden Flusses erhob und ihn zur Hülfe rief: er wollte sich vom Ufer in die Tiefe stürzen, um zu ihr zu schwimmen, aber er vermochte es nicht, weil endloses Geschlinge und Gerank von Schilf und Wasserpflanzen, eine riesige Vegetation — wie eines Urwaldes — ihn aufhielt und umspann — diese Ranken bewegten sich, wurden lange, endlos lange lebendige Wesen, Schlangen und Gewürme — und während er mit ihnen kämpfte, sank Cölestine mehr und mehr und stieß endlich einen furchtbaren Angstschrei aus — er riß sich mit verzweifelnder Gewalt los, er war neben ihr, die Wellen spülten über ihren Kopf fort — er tauchte hinunter, ein Griff, er faßte ihre Schulter, brachte sie empor ans Licht — da blickte ihn lächelnd, hold, schönheitstrahlend

das Gesicht der Italienerin an — seine Sinne schwanden, er fühlte nur noch, wie sie ihn jetzt in ihre Arme nahm und ihn ans Ufer trug.

Es ist seltsam, welch tiefen Eindruck ein Traumbild zurücklassen kann — als Karl erwachte, war seine ganze Seele erfüllt von dem lächelnden Antlitz der Undine, die ihn aus den Wogen des Stromes getragen. Er verschloß den Brief Cölestinens und verschob die Antwort auf spätere Zeit, weil es ihm unangenehm. Nachdem er seines Morgendienstes beim Kaiser gewartet, eilte er mit dem Vorsatz nach Hause zurück, den Kammerdiener seines Oheims zu befragen, ob er noch keine Spuren der räthselhaften Gräfin entdeckt. Aber bevor er heimkam, begegnete er seinem Freunde, dem Dichter. Da Ponte schien in großer Aufregung zu sein.

Sieh da, mein junger Cavalier, und so früh schon? Was hat Sie den Armen des Morpheus entrissen?

Da Ponte hätte seine Dichtereigenschaft compromittirt geglaubt, wenn er das gemeine Wort Schlaf statt eines mythologischen Ausdrucks gebraucht hätte, wie ihn noch heute die Sänger des „österreichischen Parnasses" lieben.

Karl beantwortete seine Frage, indem er ihm mittheilte, welche Function er am Hofe bekleidete.

Ah, Signor Cavaliere, hätte ich das geahnt! So nahe der Person des Kaisers stehen Sie — und ich habe einen Beschützer in der Nähe des Kaisers so nöthig!

Was ist Ihnen widerfahren? Sie sind aufgeregt, in Hast . . .

Das hat seine höchst natürlichen Gründe — Sie sehen mich in der kläglichsten Angst und Verzweiflung, in welche je ein armer Poet gerathen! Sie erinnern sich doch der schönen italienischen Gräfin, welche Sie bei mir sahen?

Was ist mit ihr — sprechen Sie — sagte Karl, indem er rasch die Farbe wechselte.

Nun, mit ihr nichts — aber mit mir armen Teufel desto mehr — man droht mir mit Stilet und Mord, wenn ich sie in meinem Stücke auftreten lasse, und mein Stück soll aufgeführt werden, und ich weiß Niemanden in aller Welt, der zu ihrer Rolle paßt! Es ist die Rolle einer Göttin, und sie ist in der That eine Göttin.

Aber wer droht Ihnen?

Weiß ich es? Da sehen Sie dieses anonyme Billet, dieses duftige Brieflein mit dem Rosenstrauch als Vignette. Dieses leibhaftige Latet anguis in herba!

Karl las das Billet — es enthielt in der That alle die Drohungen, welche da Ponte angegeben hatte.

Das ist seltsam, höchst seltsam — was wollen Sie thun?

Ja, das frage ich mich seit dem Augenblicke, wo ich den Zettel erhielt, eine schlaflose

Nacht hindurch bis zu dieser Stunde! Was würden Sie thun?

Ich würde mich durch anonyme Drohungen nicht von dem abbringen lassen, was ich einmal beschlossen.

Ah, Signor Cavaliere, Vostra eccellenza verlangt die schöne Italienerin wiederzusehen, und kümmert sich nicht darum, ob es auf Kosten von da Ponte's heilen Rippen geschehen wird.

Hören Sie, da Ponte, gehen Sie zum Kaiser . . .

Der Kaiser soll ja überrascht werden!

Da ist guter Rath freilich theuer — sonst hätte ich mich anheischig gemacht, den Kaiser zu bewegen, daß er eine besondere Leibwache für Lorenz da Ponte errichte, bestehend aus zwölf handfesten Göttern des Olymps mit Unterlieutenantsrang in der Armee.

Da Ponte faßte die Sache von einem viel

zu tragischen Gesichtspunkte aus auf, um an leichten Scherzen Vergnügen zu finden. Als lyrischer Dichter konnte er auf sehr schlagende Beispiele hinweisen, die ihn entschuldigten, wenn er von der Pflicht, persönlichen Muth zu beweisen, sich dispensiren ließ. So verbarg er die fieberhafte Aufregung nicht, die ihn forttrieb.

Leben Sie wohl! sagte er; versprechen Sie mir nur, im Nothfalle mir beim Kaiser die Hand über den Kopf zu halten: sagen Sie ihm nach der Vorstellung des Stücks, daß Lorenz da Ponte nur mit Gefahr seines Lebens Seiner Majestät ein solches Schauspiel bereitet habe.

Sie wollen also die Aufführung jedenfalls stattfinden lassen?

Ich sollte mein Stück nicht aufführen, mein Licht unter den Scheffel stellen! rief der Dichter aus; wo denken Sie hin? Lieber zehn Leben lassen! Es handelt sich nur um den nöthigen Schutz gegen diese gottlosen, verbrecheri-

schen, diabolischen Drohungen. Was meinen Sie, wenn ich in den Palast des Cardinals ginge? Migazzi hat mir die Gräfin empfohlen.

Karl konnte diesen Entschluß nur billigen und begleitete da Ponte bis zu der Wohnung des Kirchenfürsten. Als sie sich trennten, ließ er sich von dem Dichter den Ort angeben, wo er ihn am Abende treffen könne, um den Erfolg seines Schrittes zu erfahren.

Es war natürlich, daß da Ponte's Mittheilung Karl's Interesse für die geheimnißvolle Fremde nur noch steigerte. Als er heimkam, rief er den Kammerdiener seines Oheims auf sein Zimmer, um — es war das erste Mal und Karl wurde blutroth dabei — zu fragen, ob dieser in seinen Nachforschungen glücklich gewesen. Das war allerdings der Fall, der Diener hatte sichere Nachrichten, wie er behauptete: er hatte von einem Fourier des Fürsten L. gehört, daß der Jäger des Grafen P. eine Schwester

habe, die eine Freundin besitze, welche die verstorbene Beschließerin der Herzogin von A. habe sagen hören, daß eine Dame wie die von Karl beschriebene einmal vor längerer Zeit einen Besuch bei ihrer Gebieterin gemacht.

Und das nennen Sie sichere Nachrichten?

Karl glaubte ein höhnisches Lächeln an dem Munde des Kammerdieners spielen zu sehen, und reizbar wie er war, sagte er rasch: Gehen Sie nur, geben Sie sich weiter keine Mühe!

Am Nachmittage fand sich Karl im Hotel der Fürstin K. ein, die ihn, wie wir erwähnten, zu sich beschieden hatte. Er wurde in ihr Cabinet geführt. Sie war allein, am Schreibtische beschäftigt und winkte Karl, in einem Fauteuil Platz zu nehmen, bis sie fertig sei. Er erhielt dadurch Muße, sie zu beobachten, und das Resultat dieser Beobachtung war eine entschiedene Verstärkung des unheimlichen Eindrucks, welchen sie bereits das erste Mal, in der Soirée

des Fürsten Kaunitz, auf ihn gemacht hatte. Es gibt keinen günstigern Augenblick, die Physiognomie einer Person zu beobachten, als wenn sie liest oder schreibt. Beide Beschäftigungen treiben das eigentliche Seelenantlitz des Menschen in seine Züge hervor. Die Fürstin K. zeigte, indem sie schrieb, einen unangenehmen Ausdruck von Schärfe, Strenge und Heftigkeit in ihren festumrissenen Zügen, in dem kalten, stechenden Feuer ihrer Augen; sie war ganz die Enkelin einer jener kriegerischen und unbezähmbaren böhmischen Jungfrauen, welche der Gegenstand so vieler Sagen und Dichtungen sind, und unter deren Scharen vielleicht ihre Ahnmutter kämpfte. Sie war einfach gekleidet, in eine hoch am Halse schließende Robe von grauer Seide mit breiten Volants; eine dunkelrothe Schleife im schwarzen, außerordentlich reichen Haar bildete ihren einzigen Schmuck.

Sie warf die Feder fort und wandte sich zu Karl.

Sie haben mir Ihre Versprechungen nicht gehalten, Herr von Schwalborn, sagte sie; nicht ein einziges Mal sind Sie zu mir gekommen, um meine Hülfe oder meinen Rath in Anspruch zu nehmen. Finden Sie sich so leicht in Ihren Dienst?

Er ist nicht schwer und zu untergeordnet, als daß seine Details verdienten, Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, versetzte Karl und fügte dann, um die Dame, der er seine Stellung zu verdanken glaubte, durch diese Wahrung seiner Ueberlegenheit über seine Charge nicht zu verletzen, rasch hinzu: Aber er ist eine herrliche Gelegenheit, dem Kaiser, den Dürftigen und mir selbst nützlich zu werden.

Ihnen selbst? Sehen Sie darauf? Noch so jung und schon so egoistisch?

Mein Egoismus besteht in dem brennenden Verlangen, zu lernen — und mein Dienst ist eine Art Hochschule der Menschenkenntniß — das

ist der persönliche Nutzen, den ich daraus ziehe und der mich Ihnen für Ihre Empfehlung beim Kaiser so dankbar macht, gnädigste Frau.

Die Fürstin sah Karl eine Zeitlang mit scharfen, forschenden Blicken an.

Sie haben zu viel Stolz, junger Mann, sagte sie dann — tauschen Sie diese Eigenschaft möglichst bald gegen den Ehrgeiz aus.

Hat er Vorzüge vor dem Stolze? fragte Karl etwas betroffen über der Fürstin psychologischen Scharfblick.

Ja, den Vorzug, welchen die Leiter vor der Stelze hat, wenn man steigen will!

Mag sein, aber wenn man nicht steigen will?

Und wer wollte das nicht? sagen Sie mir das, mein junger Hochschüler der Menschenkenntniß. Glauben Sie, Sie seien stolz genug dazu? Ich sage Ihnen ein Wort, und all Ihr Stolz ist dahin, und Sie fühlen den brennenden Durst, sich emporzuschnellen!

Ein Wort? Und das wäre?

Sie sind stolz darauf, „ein begüterter Landedelmann" zu sein. Mit diesem Namen gehen Sie befriedigt durchs Leben und verlangen nichts mehr. Ich nenne Sie einen „unbekannten, obscuren, übersehenen Krautjunker" — sehen Sie, jetzt sind Sie gestachelt und Sie fühlen das Bedürfniß, mit der Welt zu ringen, um emporzukommen! Das thut ein Wort, das thut der Name! — Die Fürstin lachte, während sie so sprach, aber Karl wurde dunkelroth.

Durchlaucht, das ist mehr, als . . .

Sprechen Sie nicht weiter — ich habe doch Recht — hätte ich es nicht, so würden Sie lachen können; daß Sie verletzt sind, bestätigt am besten, was ich behaupte. Nun, zürnen Sie mir nicht — ich würde Sie nicht verwundet haben, wenn ich nicht auch den Balsam für die Wunde bereit hätte.

Und dieser Balsam ist? fragte Karl, mehr

um etwas zu sagen und unbefangen zu scheinen, als aus Neugier nach diesem Balsam; denn er fühlte die lebhafteste Abneigung gegen Alles, was von dieser Frau kommen konnte, die seine jugendliche Empfindlichkeit so tödtlich beleidigt hatte.

Der Balsam ist dies, sagte die Fürstin, indem sie ein gefaltetes Papier vom Schreibtische nahm und Karl überreichte.

Es war ein kaiserliches Patent, welches Karl zum Offizier à la suite ernannte.

Aber, durchlauchtigste Frau . . .

Beruhigen Sie sich. Dieses Papier verpflichtet Sie keineswegs, den Sponton zu tragen und den ungebildeten Jünglingen der Kaserne eine Wissenschaft beizubringen, welche Sie selbst nicht besitzen. Sie bleiben in Ihrer Stellung beim Kaiser und haben von nun an nur die Pflicht, öffentlich in Uniform zu erscheinen. Wenn Sie dieser schweren Pflicht ein Jahr

hindurch Genüge leisten, so setze ich Ihnen meinen Credit zum Pfande, daß Sie am letzten Tage desselben zum Hauptmanne ernannt werden, und verspreche Ihnen alle und jede Unterstützung zum Höhersteigen, wenn Sie unterdeß Geschmack daran gefunden haben sollten.

Legen Sie solchen Werth darauf, mich in Uniform zu sehen? sagte Karl immer mehr überrascht.

Ja, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil Sie sich für Wien nicht zu kleiden wissen und die Uniform dem bisherigen disharmonischen Eindrucke Ihrer Erscheinung ein glänzendes Ende machen wird — versetzte sie spöttisch.

Die Fürstin fand augenscheinlich eine Befriedigung darin, mit Karl ein Spiel zu treiben, in welchem ein frauenhafter Uebermuth sich mit dem Wunsche zu vereinigen schien, ihn ihre geistige Uebermacht fühlen zu lassen. Glaubte sie

dadurch den Ehrgeiz in ihm zu reizen, den sie aufstacheln wollte, um ihn als ihr Werkzeug benutzen zu können? Gewiß ist, daß Karl sich niemals weniger geneigt fühlte, das Werkzeug dieser Frau zu sein, als in diesem Augenblicke.

Ich verletze Sie mit dem, was ich sage — fuhr sie ernster werdend und sich zu ihm neigend fort, und doch habe ich Sie zu mir rufen lassen, um Ihr Glück zu machen. Sie lieben. Wenn ich also von Glück rede, so meine ich das Glück Ihres Herzens.

Karl erblaßte. Er sah die Fürstin mit einem Blicke an, worin eben so viel Erstaunen als Unruhe lag.

Sie haben mir, als ich Sie bei Kaunitz sah, fuhr die Fürstin fort, Ihre Leidenschaft verrathen. Nun hören Sie. Es wird morgen oder in den nächsten Tagen eine Bittschrift bei Hofe einlaufen und in Ihre Hände kommen, welche ein alter verabschiedeter Offizier des Regiments

Laudon Cuirassiere an den Kaiser richtet. Dieser Mann lebte früher in der Provinz, in Görz, und ist mit einer Nichte, der Waise seines Bruders, hierher gekommen. In dieser Bittschrift verlangt er eine Unterstützung, um den Aufenthalt in Wien, den die Führung eines Processes ihm nöthig macht, fortsetzen zu können, da seine Pension nicht zur Bestreitung der Kosten ausreicht. Sie, mein junger Freund, sorgen dafür, daß diese Bittschrift abschläglich beschieden wird.

Aber, Durchlaucht . . .

Beruhigen Sie Ihr Gewissen — dem alten Manne soll dadurch nichts entgehen. Sie selbst sollen sein Wohlthäter werden. Begeben Sie sich noch am selben Tage zu ihm, drücken Sie ihm Ihr Beileid aus, daß Sie sein Gesuch nicht haben unterstützen können, versichern Sie ihn jedoch Ihrer persönlichen Theilnahme und bieten Sie ihm hundert Louisdor als Darlehen an — erbitten Sie sich die Erlaubniß, ihn besuchen

zu dürfen, die er Ihnen nicht verweigern wird, und dann machen Sie seiner Nichte den Hof, heirathen Sie dieselbe wo möglich. —

Aber um Gottes willen, Frau Fürstin . . .

Es ist die Dame, welche Sie lieben!

Hier sind die hundert Louisdor — setzte die Fürstin nach einer Pause hinzu, während welcher Karl sie sprachlos anstarrte; dann nahm sie eine Rolle aus dem Schreibtische, legte sie vor Karl auf den Tisch und sagte: Damit Sie mit dem äußeren Luxus und Glanze bei der jungen Dame auftreten können, der einen Erfolg verbürgt, werden Sie beim Nachhausekommen ein Cabriolet mit einem Grauschimmel aus der Ukraine, ein hübsches Reitpferd und einen gewandten Jockey finden, der für sie sorgt! Nun? Sie antworten nicht?

Karl war in der That verstummt vor Ueberraschung. Die Fürstin glaubte, er werde in Jubel ausbrechen und von Dankbarkeit über-

strömen. Es war die Zuversicht auf diesen Erfolg ihrer Anträge, was ihrem Gespräche im Anfange den Uebermuth gegeben hatte. Desto verwunderter sah sie den jungen Mann an, als er antwortete: Ich kann das nicht annehmen, Durchlaucht.

Und weßhalb nicht?

Die Fürstin war nicht die Frau, der Karl hätte sein Herz erschließen und sein Verhältniß zu Cölestinen offenbaren mögen. Er suchte nach Ausflüchten und fand keine.

Sie sind ein Sonderling! Sie werfen nicht allein Ihr Lebensglück, Ihre Zukunft fort, auch das, was in der Jugend viel wichtiger ist, das Vergnügen, ja, die Befriedigung Ihrer Herzensneigung.

Die Art, wie ich abgesandt werde, für Lohn und Geschenke das Vergnügen und jene Befriedigung zu suchen, scheint mir etwas Demüthigendes, Unwürdiges zu haben.

Thörichte Bedenken! Wissen Sie denn, um was es sich handelt, wissen Sie, daß meine Absicht keine andere ist — als — doch nein, Sie sind noch zu thöricht, noch zu kindisch, als daß ich Sie auf den Grund der Dinge sehen lassen könnte! Aber das bedenken Sie wohl: Jenes Geschöpf, dessen Schönheit Ihnen eine solche Begeisterung einflößte und das diese Bewunderung im unbeschränktesten Maße verdient — jenes Mädchen vom höchsten Adel der Seele, wahrhaft überschüttet mit den Gaben des Himmels, berechtigt zu Allem, worauf Jugend, Gemüth, Verstand, hoher Schwung der Innerlichkeit Anspruch geben können — jenes Mädchen steht am Rande eines Abgrundes. Eine rettende Hand muß sich ihr bieten, und diese Hand kann nur die der Liebe sein. Unter den blasirten, faden und affectirten Zieraffen, die an Empfangstagen meine Salons füllen, kenne ich keinen, der ihr Liebe einflößen könnte, keinen, der eines sol-

chen Geschöpfes würdig wäre. Sie lieben sie, und außerdem haben Sie den unermeßlichen Vorzug der Natürlichkeit frischer Empfindungen; was Ihre äußern Vortheile angeht — die Fürstin lächelte wieder spöttisch —, so haben Sie mich bemüht gesehen, ihnen jede Folie zu verleihen. Sie führen sich obendrein als Wohlthäter in das Haus ein — es kann nicht fehlen, daß Sie dadurch einen günstigen Eindruck machen. — Sie müssen dieses Wesen gewinnen, dessen Erziehung im Kloster, dessen unterdrücktes Lebens- und Liebesbedürfniß sie doppelt und dreifach empfänglich gemacht hat. Ich verhehle Ihnen nicht, daß eben diese Unterdrückung ihr eine krankhafte, verderbliche Richtung gegeben; Sie sollen als ihr Retter sie daraus zurückreißen. In der Brust dieses jungen Mädchens, in dieser glühenden Seele kocht das Gefühl über, es schäumt in diesem Becher eine wilde Gährung erhabener, bewundernswürdiger, aber gefährlicher,

ungezügelter Vorsätze und Ideen — Sie sollen diesen Schaum abschlürfen und den höchsten Rausch der Poesie und Liebe daraus trinken — und Sie wollen nicht?

In Karl's Brust war ein heftiger — ein schmerzlicher Kampf.

Die Fürstin sah ihn eine Weile mit zornigen, stechenden Blicken an.

Ich glaube — ich könnte Sie verachten, sagte sie — aber es ist nicht möglich, daß Sie sich weigern — gehen Sie — bringen Sie mindestens dem alten Offizier das Gold dort — Sie wollen doch ihn nicht das Opfer Ihres Eigensinnes werden lassen?! Denn nur durch Sie erhält er diese Wohlthat, mein Wort darauf!

Nein, das Gold werde ich ihm bringen. Das darf ich — aber . . .

Kein Wort mehr! Wenn Sie bei ihm waren, kommen Sie zu mir zurück, und wir spre-

chen dann weiter. Bis dahin seien Sie verschwiegen!

Die Fürstin sprach die letzten Worte mit majestätischem Ernste und mit Blicken, in welchen mehr als die ausdrücklichste Drohung lag.

Ich werde wiederkommen und werde schweigen, versetzte Karl und ging, das Herz centnerschwer belastet.

Sechstes Kapitel.

Karl wanderte eine Zeitlang auf dem Glacis auf und ab in heftigem Kampfe mit sich selbst, oder nein, im Kampfe nicht — er hatte ja gesiegt über alle die blendende Verführung, alle Gewalt der Lockung, womit ein blitzartig auf ihn eindringender Augenblick des Rausches ihn überwältigen wollte. Aber er war deßhalb nicht minder in einer außerordentlichen Aufregung. Und wenn man auf den Grund seiner Seele hätte sehen können, so würde man hier ein Geheimniß gefunden haben, das ihm selber nicht bekannt, ein Geheimniß, traurig und unheilverkündend für die, welche die Siegerin in der ver=

flossenen Stunde seines Kampfes geblieben. Auch sie hätte ausrufen können: Noch solch ein Sieg, und ich bin verloren!

Dieses Geheimniß aber war: Karl war Cölestinen treu geblieben, indem er der Pflicht gedachte, welche ihn an sie binde. Nichts ist gebrechlicher als der Ring der Treue, wenn ihn die Pflicht schmiedet!

Karl erinnerte sich des Rendezvous, das da Ponte ihm gegeben. Es war ein Kaffeehaus, und Karl fand es bald in der angegebenen Straße; eine ungeheure blanke Messingkanne, von einem Mohren gehalten, der halb so groß war wie sie, bezeichnete es. Ein Kaffeehaus von damals war eine durchaus verschiedene Anstalt von dem, was heute diesen Namen in Wien trägt, wo das öffentliche Leben der großen Stadt, ihre Literatur, ihre politische Opposition, vor Allem ihre Tagespresse hier die Foyers findet, während das Café für Commis voyageurs

und Löwen die Hochschule des guten Tones ist. Das Kaffeehaus, welches Karl betrat, war eine große geweißte Stube mit Tischen von blankgebohntem Eichenholz; rings umher liefen Bänke, bedeckt von schwarzledernem Polster; hier und da saß ein vereinzelter Gast, unter denen kein einziger Raucher, denn das Rauchen galt noch für Unsitte, und man begnügte sich mit dem Schnupfen; als Marqueur fungirte ein gesetzter Mensch von 50 Jahren, eine respectable gepuderte Persönlichkeit mit stattlichem Zopf und weißer Halsbinde. Eine lange Weste von rothem Tuch mit zwei Reihen kugelrunder Zinnknöpfe, Jacke und Schürze aus grünem Tuch, kurze Beinkleider, Schuhe mit Schnallen, Strümpfe gestreift wie die Haut eines Zebra, das bildete die Erscheinung eines Marqueurs von 1790 — und ehrenfest wie er, ist der ganze Ton dieser stillen und höchst soliden Vergnügungsanstalt. Karl fand seinen Freund hinter einem

der Tische, einer Triester Bastflasche gegenüber, ein großes Glas mit Aqua d'oro, in welchem noch die Goldplättchen schwammen, vor sich; zu diesem geistigen Genusse gesellte da Ponte das Agrement, welches ihm das Verspeisen eines Häufleins von „Kipfel" und „Eiernem" gewährte.

Marqueur — Freund — Geliebter — Ganymed, ein Glas hierher! schrie da Ponte, als er seinen Bekannten sah, dem Aufwärter nach, corpo di dio! maledetto! — setzen Sie sich, mein Freund!

Er rückte für Karl einen Armsessel heran und dann rannte er voll Hast dem harthörigen Marqueur nach.

Karl blickte unterdeß in die Zeitung, welche auf dem Tische vor ihm lag. Es war das Haupt- und Leibblatt jener Zeit, die Neuwieder „Gespräche aus dem Reiche der Todten". Welche Ironie des Schicksals, das Hauptorgan der

deutschen politischen Presse von 1790 nannte sich: Gespräche aus dem Reiche der Todten!

Da Ponte kehrte mit einem Glase zurück, da er nicht abwarten konnte, bis der dienstbare Geist in den Zebrastrümpfen damit anlangte — er wäre im Stande gewesen, wie einst Molière aus Aerger über seine langsamen Träger aus der Sänfte zu springen, sie selbst auf den Rücken zu nehmen und damit im Schweiße seines Angesichts bis an sein Haus zu rennen.

Und nun? fragte Karl, nachdem er von dem Goldtranke versucht — Sie sind strahlend von Heiterkeit — welchen Erfolg hat Ihr Gang gehabt?

Den allerbesten — den glänzendsten! rief da Ponte aus, ich habe die schönsten Verheißungen — ich fürchte nichts mehr — ich fürchte meine anonymen Feinde so viel, wie mein Don Giovanni den Corregidor von Sevilla! Und Aufschlüsse habe ich bekommen — Aufschlüsse —

o, ich bin fein — junger Cavaliere — der da Ponte ist fein wie ein Maulwurfsauge!

Da Ponte rieb sich die Hände vor Vergnügen.

Karl bemerkte jetzt erst, daß sein Gesicht ein auffallend hohes Roth zeigte. Vielleicht würde die Farbenlehre eine interessante Bereicherung erhalten haben, hätte man die mysteriösen Beziehungen dieses Roth zu dem Gelb in seinem Glase einer wissenschaftlichen Untersuchung gewürdigt. Karl begnügte sich aber damit, aus dieser Färbung auf eine besondere Bereitwilligkeit zu offenen Mittheilungen in dem kaiserlich königlichen Hoflyriker da Ponte zu schließen, und er irrte darin keineswegs.

Was hat Migazzi Ihnen gesagt? fragte er.

Der? Er hat mich gar nicht sehen wollen.

Und das hat Sie mit so viel Zuversicht erfüllt?

Nein, das nicht — aber es ist ein magerer,

gelber, kleiner Mann zu mir gekommen mit dunkeln brennenden Augen — ja, ja, mit einem Paar Augen wie Kohlen — der hat mir gewinkt, hat mich am Arm gefaßt und aus der Antichambre in ein Cabinet geführt — da hat er nach meinem Anliegen gefragt, und ich habe ihm Alles erzählt und ihm das anonyme Billet gezeigt und meine Angst geschildert — da hat der Kleine mich am Knopf gefaßt und hat mir gesagt: Seien Sie ruhig — es sind leere Drohungen — ich kenne die Hand, welche dieses Billet schrieb. Eine Dienerin hat diese Zeilen geschrieben, die eben so wenig ein Stilet zu handhaben weiß, wie diejenige, deren Befehl sie erfüllte, als sie einen Brief dieses Inhalts absandte.

Wer war der kleine, gelbe Mann, der das Alles wußte?

Der Almosenaustheiler der Fürstin K.

Der Fürstin K.? Das ist seltsam! rief Karl überrascht aus.

Soll ich Ihnen nun sagen, was ich über dies Alles denke? Die Fürstin K. will nicht, daß unsere schöne Gräfin in meinem Stücke auftrete. Frage: Welchen Grund kann sie haben? Antwort: Sie liebt den Kaiser. Das ist ein offenbares Geheimniß. Also, sie fürchtet, daß der Kaiser diese Schönheit sehe. Habe ich recht geschlossen?

Ohne Zweifel. Nun weiter. Wie kommt es, daß der Oheim unserer Gräfin Bianca Tondini, der alte zerschossene Rittmeister, der nichts heil behalten hat, als seine lange Habichtsnase und seinen Adelstolz, einwilligt, seine Nichte auf der Bühne erscheinen zu sehen? Warum kommt dieser kleine schwarze Mann und verräth seine eigene Gebieterin gegen mich, den Fremden? Antwort: Es muß Leute geben, welche nichts dagegen haben, daß Seine geheiligte apostolische Majestät Kaiser Josephus der Andere, immer Mehrer des Reichs und Verehrer der Frauen,

unsere im Fleische wandelnde Schönheitsgöttin Signora Bianca erblicken! Zu diesen Leuten gehört vielleicht Seine Eminenz, welche der Tondini einen Empfehlungsbrief an mich gab, selber, sicher aber der Aumonier der Fürstin K., der alte Tondini und mein Freund, der Abbate Ladoni, der bei Tondinis aus- und eingeht und dem Mädchen von meinem „Tempel der Flora" vorplauderte — kurz, ein ganzes Complott, welches sich durch die Schönheit der Macht versichern will! Ich kenne diese Junker und Schwarzröcke — ja, ja, ja, — o, der da Ponte ist fein, fein wie das Haar einer Angorakatze!

Karl war von diesen Enthüllungen höchst unangenehm betroffen.

Wer ist der alte Rittmeister? fragte er.

Der alte Bartolomeo Graf Tondini — ein wunderlicher Kauz, seit einigen Monaten hier, um einen Proceß zu betreiben, arm wie eine

Kirchenmaus und trotzig und hochfahrend wie ein Hahn aus Calcutta.

In dieser Weise fuhr da Ponte fort, Alles mitzutheilen, was er wußte und was er combinirte; so erfuhr Karl denn auch, daß die junge Bianca als Waise im Kloster erzogen, aber durch des Kaisers Maßregeln gegen die geistlichen Stiftungen um ihr Asyl gebracht worden sei; daß sie durch einen gemeinsamen Bekannten da Ponte's und ihres Oheims, einen Abbate Ladoni, veranlaßt worden sei, mit ihrem Entschlusse, auf die Bühne zu gehen, sich da Ponte anzuvertrauen, der ein Werk mit einer vortrefflichen Rolle für sie vorbereite; er erfuhr, daß sie da Ponte bei ihrem ersten Besuche mitgetheilt, wie einzig die Verzweiflung, ihren väterlichen Beschützer und Wohlthäter, den alten Krieger, mit der bittersten Dürftigkeit ringen zu sehen, sie bewege, trotz ihres Standes und Namens Schauspielerin zu werden; er erfuhr

endlich Alles, was ihm damals geheimnißvoll erschienen.

Und jetzt — schloß da Ponte sein Geplauder — heben wir die Sitzung auf. Bianca wird in meinem „Tempel der Flora" auftreten, sie wird ihm einen glänzenden Triumph sichern — um das Uebrige kümmere ich mich nicht und bin so froh wie ein Kaninchen!

Sie scheinen vor allen Wissenschaften die Mythologie und die Naturgeschichte zu lieben, Signor da Ponte — wenn man nach Ihren Vergleichen urtheilen darf, bemerkte Karl aufstehend.

Beim Herkules, das thue ich auch! Gott oder Thier — was dazwischen liegt, hol' der Teufel! Die Wahrheit ist in den Extremen!

Sie gingen auseinander, und Karl begab sich heim, das Herz schwer, die Seele zitternd unter dem Eindrucke der Vermuthungen, die da Ponte ihm ins Ohr geraunt.

Der Bediente, welcher ihm im Hause seines Oheims öffnete, sagte, er habe den Befehl, den Herrn Gesandten von Karl's Heimkunft augenblicklich zu benachrichtigen; in der That kam der Freiherr von Meichelbeck nach wenigen Augenblicken in seinem Schlafrocke herbeigeeilt: Menschenkind, glücküberschüttetes, was heißt, was bedeutet das? Die Fortuna sucht dich in allen Masken auf, heut kommt sie gar als Jockey verkleidet mit Sattel- und Handpferd, und welchen Pferden! Um Gottes willen, mein Jüngelchen, was soll das heißen?

Der Oheim zog ihn mit sich fort über den Hof, in die Stallung, zu den zwei prächtigen Thieren, welche hier neben den vier schwerfälligen Wagenpferden des Gesandten standen; Karl war erschrocken, als er sah, wie die Fürstin so unbeirrt von seiner Protestation ihre Vorsätze ausführe, aber er war ein zu harmlos kindlicher Mensch, um nicht einen Freudenruf über den

andern auszustoßen, als er die eleganten Kleinode, diese seidenglatten Ideale von Pferdeschönheit wahrnahm, die ihm und Niemand anders gehören sollten!

Seinem Oheim sagte er und wurde dunkelroth dabei: Der Kaiser hat sie mir geschenkt zur Equipirung, er hat mich zum Offizier ernannt! Dann hielt er ihm rasch das Patent hin, wie um seinen weitern Fragen damit zuvorzukommen. —

Am andern Morgen, um die gewohnte Stunde, durchlief Karl die zujüngst eingereichten Bittschriften; die des Rittmeisters außer Dienst, Grafen Bartolomeo Tondini, war unter den ersten. Der Supplicant stellte vor, wie er seiner Verwundungen wegen, die er im letzten unglücklichen Feldzuge im Banat erhalten, den Abschied mit einer kleinen Pension bekommen, wie diese aber kaum hinreiche, ihm in einer Landstadt ein anständiges Auskommen zu sichern,

um so mehr, als er die arme Waise seines früh-verstorbenen Bruders zu ernähren habe, die bis jetzt in einem Frauenkloster in Verona erzogen, nun aber durch die Aufhebung des Klosters ihres Asyls beraubt worden. Dazu komme, daß er in der Hoffnung, einen in Wien anhängigen Proceß um ein altes Lehngut seiner Familie fördern zu können, in die theure Residenz gezogen, deren ungesundes Klima und Kalkstaub-atmosphäre ihn erkranken lassen. In Anbetracht seiner langjährigen Dienste und vor dem Feinde bewiesener Tapferkeit wende er sich nun voll Hoffnung an die kaiserliche Gnade.

Karl trug die Bittschrift in sein Buch ein, ohne irgend eine Bemerkung hinzuzusetzen. Während des Schreibens ward er inne, wie sehr seine Hand dabei zitterte. Er warf die Feder fort, sprang auf und rief sich zu: Ich bin ein wahres Kind — Pfui! ich will doch sehen, ob ich Gewalt habe über mich selbst!

Er beschloß, auf der Stelle zu Tondini zu gehen — so sicher fühlte er sich der Versuchung gegenüber, so trotzig seiner selbst gewiß!

Siebentes Kapitel.

Wir bitten den Leser, uns eine hohe und enge Stiege hinauf in das dritte Stockwerk eines schmalen, düstern Hauses in der Rauhensteingasse in Wien zu folgen. Wir betreten ein Wohngemach nach vorn hinaus, ein freundliches Zimmer, in dem heruntergelassene Vorhänge das Licht mildern; verblichene gelbe Tapeten bedecken die Wände und sind zwar mit augenscheinlicher Berücksichtigung der Preisliste gewählt, aber sie kommen kaum zum Vorschein unter einer Fülle von Heiligenbildern und von braunen Glaskästen mit den zierlichsten Arbeiten, wie Nonnen oder alte Jüngferchen sie zu kräuseln verstehen —

als da sind: höchst malerische Landschaften, aus Stückchen Papier geschnitzelt, Madonnen mit dem Christkinde oder Engel mit rothen Wänglein, aus feinem Wachs geknetet, und ähnliche Producte des Kunsttriebes in der unbeschäftigten Menschenseele. Zur rechten Seite führt eine Thür, mit einer Portiere verhangen, in ein Nebenzimmer, ihr gegenüber an der Wand steht ein Clavier, und während hinter der Portiere ein paar gedämpfte Stimmen eifrig flüstern, sitzt ein junges Mädchen vor dem Clavier und singt mit einer klangreichen, vollen Altstimme eine Arie aus einer Oper Paesiello's. Die Musik scheint die ganze Seele der Sängerin aufzustürmen, denn ihr Auge hat einen erhöhten Glanz, ihre Wange ein dunkleres Roth, und wer diese schlanken, blütenweißen Finger, die auf den schwarzen Tasten liegen, berührte, würde finden, daß sie kalt sind und zittern. Die Töne werden immer rascher und rascher angeschlagen,

die Stimme wird immer stürmischer; immer hastiger drängt, überstürzt eine Note die andere; aber auch der strengste Maëstro würde nicht gewagt haben, diesen vollen Strom von Tönen zu unterbrechen und seine Hand auf die Hand der Spielenden zu legen, um sie zurückzuhalten im geregelten, schulgemäßen Geleise; so gehoben, so königlich gebietend, so vom Seelenschwunge ihrer eigenen Harmonien emporgetragen, erschien die Sängerin, die ihr Herz ausströmte in diesen Tönen!

Die Sängerin war Bianca Tondini.

Bianca hatte mit sieben Jahren ihren Vater und mit eilf ihre Mutter verloren. Man hatte sie nun in ein Kloster gebracht, in welchem eine Stiftung ihrer Familie jeder Tochter ihres Hauses Erziehung und Unterhalt bis zu ihrem Lebensende sicherte. In der Einsamkeit der Clausur hatte ihre volle Seele, die Lebhaftigkeit ihres Gefühls, die Fülle von Lebenskraft

in ihr keine Nahrung und keine Beschäftigung erhalten. Die arbeitenden Grundkräfte dieser schwunghaften Natur waren nicht nach außen gewandt, nicht in eine naturgemäße Richtung geleitet und in die gesunde Thätigkeit gesetzt worden, welche jedes Uebermaß absorbirt hätte. So wuchs sie auf, und ihre Einbildungskraft wuchs riesenhaft mit ihr empor, während ihre Gedanken, Wünsche, Gefühle einen ungeregelten Flug in Höhen nahmen, welche nur die Dichtung und die Phantasie kennt und welche das Leben nie erreichen läßt.

Sie stand in ihrem zwanzigsten Jahre, als der Befehl des Kaisers kam, welcher ihr Kloster aufhob. Dieses Ereigniß machte einen tiefen und erschütternden Eindruck auf sie. Die Gewaltsamkeit der Maßregel, die inhumane, grausame Härte, mit welcher dieselbe von den Beamten des Kaisers ausgeführt wurde, eine Härte, die sich gegen unberathene und wehrlose Frauen

richtete; dieses willkürliche Vernichten auch ihres Rechtes, welches das letzte Ueberbleibsel war, das an das ehemalige Ansehen ihrer verarmten Familie erinnerte — das Alles empörte die Seele des lebhaften, überwallenden jungen Mädchens, und heftig in allem Empfinden und Urtheilen, richtete sich ihr ganzer Zorn gegen die Quelle der grausamen Maßregel, gegen den despotischen Kaiser.

Ich möchte nur eine Stunde lang reden dürfen mit dem Kaiser, sagte Bianca seitdem häufig, ich glaube, ich triebe ihn zurück aus einer Bahn, welche ihn neben die verabscheutesten Tyrannen der Geschichte stellen wird!

Ihr invalider Oheim hatte sie nach der Zersprengung der Klostergemeinde zu sich genommen, und das schmalgeschlitzte und verschlagene Auge des wettergebräunten alten Soldaten ruhte oft mit einem besondern Ausdruck auf seiner Nichte, wenn diese sich solchen Wünschen und

Träumereien hingab. Als er der Hoffnung, den Schneckengang der Justiz an einer Wiener Hofstelle durch persönliche Anwesenheit beflügeln zu können, gefolgt und in der Hauptstadt angekommen war, ließ er oft Worte fallen, als ob er selbst seiner Nichte eine solche Gewalt der Rede zutraue. Er ließ wol gar den Wunsch durchschimmern, daß der Zufall sie dem Kaiser nahe bringe; dann freilich müsse sie anders als in der unvortheilhaften Situation einer Supplicantin des Controlorganges vor ihm erscheinen.

Nach einigen Wochen Aufenthalts in Wien wurde Bartolomeo Tondini aufs Krankenlager geworfen; es waren gichtische Anfälle, deren Heilung keineswegs in naher Aussicht stand; durch die sich bald einstellende Sorge um die fernere Existenz in Wien konnte das Leiden nur vergrößert werden. Seine Nichte pflegte ihn, ein paar alte Freunde kamen zuweilen, nach ihm zu sehen; unter ihnen war auch jener, dessen

da Ponte als gemeinsamen Bekannten erwähnt, ein Abbate, mit Bartolomeo Tondini aus demselben Geburtsorte und wohlgelitten bei dem Cardinal und Erzbischof Migazzi.

Eines Tages — der Abbate hatte den Kranken eben verlassen — ließ dieser seine Nichte an sein Lager kommen, und ihre Hand ergreifend, sagte er: Meine theure Bianca, ich kann dir ein Geständniß nicht länger ersparen, welches im höchsten Grade niederschlagend für dich sein wird; aber die Noth zwingt mich dazu. Ich bin ohne Geld. Was ich mitbrachte, ist längst verzehrt, das folgende Quartal meiner Pension gehört einem Juden in Görz, der es mir gegen einen Abzug zu dieser Reise vorschoß, und der Freund, der eben von mir ging und der sich beim Cardinal für mich verwendet hat, bringt mir nur fünf Ducaten — die Mildthätigkeit des Clerus ist von allen Seiten so unermeßlich in Anspruch genommen, daß ich gern glaube,

es ist Seiner Eminenz nicht möglich, mehr zu thun. Che fare? Unsere Bedürfnisse sind nicht groß, aber sie auf Null zu reduciren, ist unmöglich. Wirst du mir zürnen, wenn ich dir in solcher Lage einen Vorschlag mache, der dir allerdings ein großes Opfer zumuthet, aber ein Opfer, welches dich zu meiner und deiner Retterin machen würde?

Bianca wurde blaß bei diesen Worten, aber der Kranke fuhr fort, zu reden.

Du hast eine schöne, eine wahrhaft bewundernswerthe Altstimme, du lebst in der Musik, und dieses Talent ist in deinem Kloster bis zu einem hohen Grade schulgerechter Ausbildung gebracht worden. Warum wolltest du nicht Vortheil daraus ziehen?

Und wie soll ich das? fragte Bianca mit zitternder Lippe. Soll ich für die geheimsten, schönsten, tiefsten Empfindungen meines Herzens, die in der Einsamkeit als Töne aus mei-

ner Brust quellen, einen Käufer und Geld suchen?

Ist das nicht das Loos aller Künstler, ihr Fluch zwar, aber auch das, was die übrigen Sterblichen ihres Enthusiasmus theilhaftig macht und mit emporzieht in das Reich der Kunst? Denke über meine Worte nach, Bianca — ich meinerseits würde nichts dagegen einzuwenden finden, wenn du dich dem Theater widmetest und, von deinem Talente und deiner Schönheit getragen, in kurzer Zeit eine gefeierte Primadonna wärest, die über tausend Herzen, über tausend Huldigungen und — über eine Fülle schnöden Goldes, das Wichtigste von Allem, gebietet!

Der alte Offizier schwieg, und Bianca wandte sich stumm, ohne eine Sylbe zu erwidern, von ihm ab. Er drängte sie nicht, sondern überließ sie ihren Gedanken, und erst nach einigen Tagen wagte er, wieder auf seinen Vorschlag zurückzukommen.

Nun, was denkst du über das, was ich dir neulich sagte, mein Kind? fragte er.

Wenn ich auch wollte, versetzte sie — ich würde nicht können.

Und weßhalb nicht?

Ich würde nicht den Muth haben, die Kräfte würden mir schwinden, die Angst mich ersticken, wenn ich die Blicke einer Menge auf mich gerichtet wüßte.

Höre, Bianca, es bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit dar, den ersten Schritt, der immer am meisten kostet, auf eine leichte Weise zu thun. Unser Freund, der Abbate, hat mir von einem vortrefflichen jungen Manne erzählt, der unser Landsmann ist und da Ponte heißt. Da Ponte ist Hoftheaterdichter des Kaisers und bereitet die Aufführung eines Stückes vor, welches der Fürst Auersperg bei ihm bestellt hat, um ein Fest zu verherrlichen, das dem Kaiser zu Ehren gegeben werden soll. In diesem Stücke,

einem allegorischen Spiele, würde dir die Hauptrolle gegeben werden können, welche doch nichts Anderes verlangt, als daß du dem Kaiser schweigend einen Kranz überreichst. Das ist durchaus Alles — doch bin ich überzeugt, daß du mit der Lösung dieser so einfachen Aufgabe auch sofort alle Schwierigkeiten wirst überwunden haben. Denn deine Schönheit wird dir einen Sturm von Beifall gewinnen, der alle Angst in dir tödtet und dich fortzieht auf der Bahn der Lorbern und jener glänzenden Triumphe, welche auf Erden nur die Schönheit und die Kunst erringt.

Bianca blieb schweigend auf diesen Vorschlag — sie sagte nicht zu, aber sie wies ihn auch nicht zurück. Der alte Tondini hoffte das Beste, und deßhalb setzte er in scherzhaftem Tone, aber mit doppelt lebhaftem Funkeln seiner glühenden Augen hinzu:

Und überdies, mein Kind, wirst du ja auch endlich Gelegenheit haben, den Kaiser zu sehen,

oder er wird dich sehen, was die wichtigere Seite des Ereignisses werden könnte!

Wie so? Was meint Ihr damit, Oheim Bartolo?

Der Oheim nahm die Hand des schönen Mädchens wieder, welche sie ihm entzogen hatte, und sagte:

Cara mia, es ist ein Fehler am Herzen unsers Souverains, der ihn und uns, seine Unterthanen, unglücklich macht. Seine Natur ist vom göttlichen Künstler edel gezeichnet, aber es liegt kein Sonnenschein darauf; seine Seele ist ein großer und schöner Tempel, aber der Schlußstein fehlt, oder daß ich recht sage, das Götterbild in diesem Tempel fehlt.

Und wie heißt dieses Götterbild?

Es heißt die Schönheit oder die Empfindung des Ideals oder die Poesie. Joseph II. hat in seinem Leben keine Stanze Tasso's verstanden; er ist kein Grieche!

Und weßhalb sagt Ihr mir das, Oheim?

Es gibt für solche Naturen nur Eine Heilung. Das ist Frauenliebe. Joseph hat nie geliebt. Wenn er dich sähe — du entreißest mir deine Hand und erröthest zornig — du bist eine Thörin, Bianca. Ich bitte dich, verschließe dein Herz meinen Worten nicht. Du bist ein Weib, also sehnst du dich nach Liebe, und wenn du auch hundert Mal so zornig abweisend deinen Kopf schüttelst. Würdest du dich nicht größer fühlen, wenn ein rechter, wahrer Mann, ein Gebieter und Herrscher, ein Gott der Erde dich liebte, als wenn dein Herz in frauenhafter Schwäche einem jungen Manne um seiner hübschen Gestalt und Geberden, um seiner wohlfeilen Gutmüthigkeit und seines anmuthigen Geplauders wegen sich hingeben müßte, und das nur, um sich hinzugeben? Zu lieben und durch diese natürliche Erfüllung der Aufgabe deines Frauenlebens zugleich einen Helden zu

beherrschen — und durch ihn die Welt — wäre das nicht das Schönste, was eine Frau erreichen kann? Es hieße der höchsten Ziele, der leuchtendsten Attribute des männlichen Genius sich bemächtigen und doch keinen Schritt über die Grenzen der reinsten und zartesten Weiblichkeit hinausgehen. Es wäre Amor, der mit einem Seidenfaden spielt, ein anmuthiges, liebliches Spiel für einen Knaben, wenn auch an das Ende des Fadens ein Löwe gebunden ist!

Durch solche Gespräche setzte der alte Tondini das Herz seiner Nichte in vollern Schlag, ihre Empfindungen in einen Zustand von Aufregung, in der sie eine Menge phantastischer Ideen verfolgte, immer weiter in ein wahres Traumland verlockt wurde und endlich nur noch in ihm lebte. In der außerordentlichen Reinheit ihrer Seele, die jedes Verhältniß nur als geistiges begriff, lag der Grund, weßhalb sie nichts Anstößiges fand in den Absichten und

Hoffnungen, welche der Onkel Bartolo durch seine Reden schimmern ließ. Wäre sie weniger unschuldig, weniger unberührt von dem Staube gewesen, der sich an die Sohlen der Sterblichen heftet, so würde sie vielleicht entrüstet sich abgewendet haben von solchen Insinuationen; so aber war sie mit ihrem wunderbar hoch gespannten Geiste auf der Höhe jedes idealen Verhältnisses. Sie war Italienerin, das heißt, sie war von der Wiege an umklungen und umsungen von dichterischen, volltönenden, hoch einherschreitenden Redensarten: das Paradies hatte keine Wunder, die Mythologie keine leuchtenden Göttergestalten, die Geschichte keine Heroen, mit welchen nicht die Bücher, die sie las, ja, die tägliche Conversation ihrer Umgebung sie vertraut gemacht; ihre Lebhaftigkeit, ihre Phantasie, ihre Neigung zu Schwärmerei und der Pathos ihrer Seele füllten diese hohlen Phrasen italischer Redeweise mit Inhalt aus, sie hat-

ten Wahrheit für sie, und so kam es, daß Bianca Tondini sich jeden Augenblick zu einer Diotima des Sokrates, zu einer Hersilia des Romulus oder sogar zu jener Hainnymphe träumen konnte, welche dem großen Gesetzgeber Roms seine Inspirationen mittheilte.

Unterdeß rückte die Noth täglich näher an das Lager des Kranken: der erste Schritt, der schwere erste Schritt über die Schwelle zu Allem, was Bianca träumte, mußte gemacht werden. Jener Abbate, der Freund des Oheims, erleichterte ihn, indem er ein Empfehlungsschreiben für Bianca zur Einführung bei da Ponte verschaffte. Wie diese endlich ihr klopfendes Herz bezwang und dem Dichter ihren Entschluß kund that, sahen wir oben.

Noch während Bianca sang, hob sich der Vorhang vor dem Krankenzimmer ihres Oheims. Ein kleiner schwarzgekleideter Mann trat heraus und entfernte sich leise, um das singende Mäd-

chen nicht zu unterbrechen. Sie erhob sich jedoch gleich darauf, trat an das Fenster und drückte die glühende Wange an die Scheiben, um sie zu kühlen. Draußen lag Schnee auf den Dächern, denn der Winter hatte sich geltend gemacht, wenn auch spät in diesem Jahre, doch darum nicht weniger scharf und hartnäckig. Unten, in der brunnenartigen Tiefe, wo der Schnee zu schwarzem Staube zertreten und ein dichtes Menschengedränge, wie das eines Ameisenhaufens, durch einander summte, fuhr rasch ein höchst elegantes Cabriolet, mit einem Eisenschimmel bespannt, heran, hielt — ein hochgewachsener junger Mann sprang heraus, warf die Zügel dem reich galonnirten Jockey zu und schlüpfte dann in das Haus, in welchem Bianca am Fenster stand.

Es war Karl.

Nach wenig Augenblicken trat die Wirthin ins Zimmer Bianca's.

Ein Besuch . . .

Sie wissen, daß wir Niemand sehen.

Er kommt vom Kaiser!

Vom Kaiser? Schon jetzt eine Antwort? Führen Sie ihn herein, herein!

Bianca war im nächsten Augenblicke neben dem Bette ihres Oheims, um ihm die Freudenbotschaft mitzutheilen.

Beruhige dich, Kind, sagte der alte Offizier, wir wissen nicht, was er bringt, und besten Falls ist es — ein Almosen!

Karl trat ein.

Vor ihm stand Bianca. Sie schien sich zu erinnern, daß sie ihn früher gesehen, und — war es deßhalb, oder weil er der Bote des Kaisers — sie erwiderte seinen Gruß mit einem so freundlichen Lächeln, ihr Antlitz, auf dem freudige Erregung sich spiegelte und ein Nachglanz der geistigen Verklärung lag, welche soeben die Musik darüber gebreitet hatte —

dieses Antlitz war so wunderbar schön, daß Karl davon wieder vollständig bezaubert wurde. Sein Herz stockte, die Worte wollten nicht über seine Lippen — er stand und blickte sie an und stotterte, und endlich übergoß seine Wangen und seinen Nacken ein Strom von Purpur, während er die furchtbarste Beschämung fühlte, daß er so knabenhaft verlegen und unbeholfen vor ihr stehe.

Bianca zog den Vorhang vor dem Nebenzimmer zurück und deutete hinein.

Der Graf Bartolomeo Tondini! sagte sie.

Karl folgte dem Winke, der Vorhang fiel hinter ihm zurück, und er war mit dem Kranken allein.

Es war ein dürftiges Stübchen, in welchem der alte Offizier an das Schmerzenslager gekettet lag: ein höchst altfränkisches Himmelbett mit Vorhängen von großblumigem Cattun war jedenfalls das hervorragendste Stück Möbel

darin; vor demselben stand ein Polsterstuhl mit hoher Rückenlehne und gewundenen Füßen, den der Kranke heranrückte, um ihn Karl zu bieten.

Sie kommen von Seiner Majestät — sagte der Graf — ich hätte eine so überraschend schnelle Antwort auf meine Eingabe nicht erwartet — noch auch eine so angenehme Art, sie mir zukommen zu lassen.

Ich komme nicht gerade im Auftrage des Kaisers, versetzte Karl und sagte dann in schonendster, verbindlichster Weise dem Grafen Alles, was die Fürstin K. ihm inspirirt hatte, um seinen Besuch zu rechtfertigen. Tondini hörte ihm aufmerksam zu — er schien gerührt von der Theilnahme des jungen Mannes, und als Karl ihm das Darlehen anbot und zugleich die Rolle mit hundert Goldstücken auf den Nachttisch vor dem Bette des Kranken legte, ergriff dieser seine Hand und schüttelte sie mit dem ausdrucksvoll-

sten Gesichte von der Welt, in dessen Zügen je inniger Dank zu lesen stand.

Ich wünsche nur, sagte Karl, dem diese Dankbarkeit eine tiefe Demüthigung war, daß der Kaiser, dem ich Ihre Eingabe im Auszuge vorgelegt habe, bald die Resolution ertheilt, welche nicht anders als befriedigend von einem Monarchen wie Joseph II. zu erwarten ist.

Ich wünsche nur, daß der Rheumatismus mit seinen Schmerzen meine alten zerhauenen Knochen verlasse, erwiderte der Offizier, damit ich Richtern und Advocaten das Leben sauer machen und sie zur Entscheidung meines Processes treiben kann. Denn eher darf ich ja nicht hoffen, im Stande zu sein, Ihren großmüthigen Vorschuß heimzuzahlen und . . .

O, lassen Sie das — welchen Proceß führen Sie? fiel Karl ein, um abzulenken von dem, was ihm so peinigend war.

Es handelt sich um ein Lehngut, sagte Bar=

tolomeo Tondini. Es ist durch eine Frau unserer Familie zugefallen; nach dem Tode des letzten Besitzers aber haben sich ein paar Vettern seiner bemächtigt und schließen mich von dem Genusse aus, weil beim Anfalle mein Vater schon gestorben gewesen, meine Nichte Bianca, weil sie ein Mädchen ist. Und doch hat eine Frau, unsere gemeinsame Urgroßmutter, es geerbt und an uns vererbt — ist das nicht himmelschreiendes Unrecht? Sind diese Verräther nicht werth, den Tod meines heiligen Patrons zu sterben, dem man, ich wette, um weit geringerer Peccadillen willen die Haut abzog? Corpo di Bacco! Diese Höllenhunde scheuen sich nicht, das Gut der Waise zu verzehren, welche sie in Armuth und Noth schmachten lassen, und welche sie treiben, sich endlich in eine Bahn zu werfen, die noch nie eine Gräfin aus dem erlauchten Stamme der Tondini betreten hat; die Tondini waren im sechszehnten Jahrhundert

Gonfalonieri von Cremona, mein Herr, und ein Tondini war Cardinal-Bischof von Velletri, einer . . .

O, lassen Sie Ihre Nichte diese Bahn nicht betreten! rief Karl lebhaft aus; aber der Kranke unterbrach ihn:

Sie wissen darum? Das ist seltsam!

Ich weiß es — durch ein Ungefähr — durch da Ponte, der mein Freund ist — o, ich beschwöre Sie, Herr Graf, hindern Sie Ihre Nichte, einen solchen Vorsatz auszuführen! Welch verzweifelter Entschluß, ein Entschluß, der noch viel unheilvoller werden kann, als Sie ahnen! Und was treibt Sie dazu, jetzt, wo der Kaiser sich Ihrer sicher annehmen wird, wo Sie Hoffnung haben, Ihren Proceß zu gewinnen, wo bis dahin meine ganze Habe zu Ihrem Befehle ist?

Wenn mir aber der Kaiser ein kärgliches Almosen schickte, wenn mein Proceß verloren

ginge oder, was wahrscheinlicher, bei meinem und meiner Nichte Leben nie entschieden würde, wenn endlich der Graf Tondini zu stolz wäre, von einem Fremden Darlehen anzunehmen, die er nicht ersetzen kann — was dann, junger Freund? Und was endlich, wenn ich stürbe und damit die letzte Stütze verloren ginge, welche meine Nichte auf Erden besitzt?

Dann, dann — rief Karl heftig aus — aber er vollendete nicht, sondern sank in seinen Stuhl zurück, und während er krampfhaft die Hände rang, sah er mit verzweifeltem Blicke auf den Boden.

Der alte Offizier schob die Nachtmütze von seiner kahlen Scheitel in die Höhe, zog die bärtige Lippe bis an die Nasenflügel empor und beobachtete mit seinen feurigen und verschmitzten Blicken den jungen Mann. Dann rief er: Bianca! Aber bevor seine Nichte eintrat, verbarg er rasch die Rolle Gold unter der Decke seines Bettes.

Karl fühlte sich ihm dadurch zu lebhaftem Danke verpflichtet: er glaubte, es sei eine Handlung des Zartgefühls, um ihm eine große Beschämung zu ersparen. Er hätte um Alles in der Welt nicht Bianca gegenüberstehen mögen mit der Miene eines Menschen, der Gold verschenkt hat, oder der mit einer Geldsumme sich einführt!

Bianca hatte während des Gespräches zwischen ihrem Oheim und Karl im Vorzimmer am Fenster gestanden — in äußerster Spannung auf das Resultat dieses Gespräches. Ihr Schicksal hing ja davon ab. Zeigte der Kaiser sich den Wunden und langen Diensten ihres Oheims gegenüber so kaiserlich großmüthig, wie seine Bewunderer ihn schilderten, dann war ja auch sie nicht mehr genöthigt, den letzten Schritt zu thun, vor dem sie zagte: dann konnte sie ruhig das alte, das einsiedlerische Leben fortführen, dessen Tage farblos dahinschlichen und ihr keine andere

Beschäftigung, keine Ereignisse, keine Anregungen brachten, als die, welche an einem Krankenbette möglich sind. Sie hatte dann auf keinen Tropfen Labsal mehr zu rechnen für den heftigen Durst ihrer Seele, die nach den Emotionen eines höhern, edlern, in den Regionen der Leidenschaft und der Poesie heimischen Daseins verlangte . . .

Bianca fühlte, daß sie vielleicht recht unglücklich werden könne, wenn der Kaiser irgend ein Glück über sie ausschütte. Und doch hatte ihr Herz im ersten Augenblicke hoch aufgeschlagen, als sein Bote gekommen war! Das menschliche Herz ist ein Ding voll Widersprüche!

Graf Bartolo Tondini stellte den Fremden seiner Nichte vor — es war natürlich, daß Karl auf Beider erstes Zusammentreffen zurückkam, und er erzählte, wie ihn gemeinsame Entrüstung mit da Ponte zusammengeführt. Bianca's Blick, der dabei auf ihm ruhte, electrisirte ihn, er war

ungewöhnlich lebhaft, feurig, poetisch. Dies schien auch auf sie zu wirken. Sie verlor nach und nach die Befangenheit, welche die klösterliche Erziehung ihr im Verkehre mit Männern gegeben, sie antwortete frei und ohne Rückhalt, sie sprach endlich mit Karl wie mit einem alten Bekannten, und während sie sprach, ruhte ihr glänzendes, wunderbar schönes Auge so offen und unbefangen, wie das eines Kindes, auf ihm. Eine Stunde verflog ihm dabei so rasch, als wären es wenige Minuten gewesen; er sprang plötzlich auf, er wollte sich gewaltsam dem Zauber entziehen, und auch nicht um die Erlaubniß bitten, wiederkommen zu dürfen — da sagte Tondini lächelnd, indem er ihm die Hand reichte:

Ich hoffe, Sie vergessen nicht, welche Wohlthat es für einen Kranken ist, wenn man ein Viertelstündchen mit ihm verplaudert! Kommen Sie bald wieder, mein junger Freund!

Karl konnte nicht anders, er mußte es ver-

sprechen, und dann eilte er so rasch, als ob er sich selbst entfliehen wollte, davon.

Und der Kaiser? fragte Bianca, als Karl sich entfernt hatte.

Maledetto! versetzte der alte Italiener, er hat mir durch diesen Menschen ein für alle Mal zehn Ducaten geschickt!

Achtes Kapitel.

Karl ließ zwei Tage vorübergehen — dann schlug er um die Vormittagsstunde wieder den Weg in die Rauhensteingasse ein und saß nach kurzer Zeit am Bette des Grafen Tondini.

Bianca hatte ihn dieses Mal wie einen Bekannten empfangen, und diese Freundlichkeit gab ihren schönen Zügen einen unwiderstehlichen Reiz. Karl freute sich ihrer Lebhaftigkeit, mit welcher sie das Wort ergriff und ihm verstattete, ohne viel zu antworten, halb traumverloren, in ihr Antlitz zu blicken. Sie sprach anfangs von gleichgültigen Dingen, dann fragte sie Karl nach seinem Dienstverhältniß, nach dem Hofe, nach

dem Kaiser. Karl nahm nun seinerseits das Wort, und nachdem er ihr Auskunft gegeben, soviel ihm möglich, faßte er sich endlich ein Herz und lenkte das Gespräch auf Bianca's Entschluß, sich der Bühne zu widmen. Seine Seele war zu voll von Sorge um das Schicksal des jungen Mädchens, als daß er sich nicht hätte hinreißen lassen, sie zu warnen, sie mit einer so warmen Beredsamkeit, wie er sich selber kaum zugetraut, zu beschwören, nicht einen Schritt zu thun, der ihn doch eigentlich nichts anging. Aber Bianca nahm ihm seine Offenheit nicht übel. Sie gab ihm manches seiner Argumente zu, andere suchte sie zu widerlegen. Er fand sie überhaupt in einer seltsamen Gemüthsstimmung jenem ihrem Plane gegenüber. Sie schien eine große Scheu vor dem Schritte zu haben, den sie thun wollte, und doch wieder von einer geheimnißvollen Macht dahin gezogen zu werden. War es jener weibliche Vorwitz,

jener neugierige Drang nach der Gefahr, der sie stachelte und wie einen Nachtfalter der Flamme näher und näher zog? — waren es andere Gedanken, die tief verhüllt in ihrem Innern lagen, halb ihr selbst unbewußte Schwärmereien, Hoffnungen, die sie nicht auszusprechen, vielleicht sich selber nicht zu gestehen wagte? — Genug, Karl kam nicht weiter trotz aller seiner stürmischen Beredsamkeit, und der alte Tondini stand seiner Nichte eifrig bei und schilderte ihre Zukunft in den düstersten Farben, wenn sie all den Bedenken nachgeben wolle, die Karl ausschüttete. Diesem wurde das Herz schwerer und schwerer; er ging endlich in der verzweifeltsten Stimmung fort.

Es wäre hohe Zeit für ihn gewesen, zur Fürstin K. zu gehen und ihr Bericht zu erstatten über das, was er in Folge ihrer Weisung gethan. Aber er konnte es nicht über sich gewinnen; er ahnte, ja er wußte, daß diese Frau

ihn beobachten ließ, und er wollte nicht in ihren Zügen den Triumph lesen, den er ihr durch die That eingeräumt hatte. Denn war er nicht ganz auf dem Wege, auf dem sie ihn sehen wollte?

So begab er sich heim, und als er in seiner Wohnung ankam, fand er einen zweiten Brief von Cölestinen vor. Arme Cölestine! Deine Briefe konnten ihre Zeit nicht schlimmer wählen! Cölestine machte ihm Vorwürfe, daß er so selten schreibe; aber sie machte diese Vorwürfe in einem unendlich milden, von Resignation durchhauchten Tone; sie war in einer Stimmung voll demüthiger Bescheidenheit und Entsagung. — Karl hatte dabei die Empfindung, welche wir Alle einmal im Leben gehabt haben, wenn wir eine Zeitlang der Heimat fern gewesen, und ihre Verhältnisse, ihre Charaktere, ihre Physiognomien plötzlich wieder vor uns treten. Wir hatten uns das alles unterdeß so groß, so

schön gedacht — es stand in den Umrissen vor dem Auge unserer Einbildungskraft, welche ihm unsere kindliche Bewunderung gegeben hatte. Nun sehen wir es wieder; es ist klein, ärmlich, langweilig! Wir sind größer geworden, wir haben unsern Maßstab höher und höher wachsen lassen, die Peripherie unsers Geistes weiter und weiter gespannt. Daran aber denken wir nicht, sondern wir schelten das, was einfach stehen geblieben, als ob es kleiner und unbedeutender geworden.

Das arme Mädchen! sagte Karl und legte mit einem Gefühl von Mitleid ihren Brief hin, als er kaum zwei Seiten gelesen; wie ist das alles spießbürgerlich und engherzig! Wie lächerlich ist eine solche entsagungsvolle Stimmung, solch ein geduldiges Sichbeugenwollen unter das, was das Schicksal gebietet! Wie ungenial, wie schwächlich! Es gibt kein Schicksal — es gibt nur Kraft, die Erfolge erringt, Schwäche, die

Niederlagen nach sich zieht. Das sind die Mächte des Lebens — nicht ein lächerliches Ding, welches man Schicksal heißt und das aus einer Art boshaften Eigenwillens oder aus Misgunst von uns Opfer, ja Entsagung auf unser Lebensglück verlangen könnte!

Man wird immer unter den Männern sehr heftige Widersacher jener großen Lebensweisheit der Frauen finden, welche man Resignation nennt. Denn es sind immer Augenblicke der Demüthigung für die Männer, in welchen sie bei Frauen das Vorhandensein dieser Weisheit entdecken.

Karl las weiter. Cölestine schilderte ihm die Gefühle, welche sie beim Lesen eines neuen wunderschönen Buches empfunden hatte, das „Werther's Leiden" heiße. Sie gab in kurzen Worten den Inhalt desselben an und skizzirte ihm Alles, was sie gedacht und gefühlt bei einer so tief eingreifenden; in Thränen auflösen-

den Darstellung der furchtbarsten Conflicte zwischen Pflicht und Leidenschaft.

Karl sah nun, woher die ganze Stimmung, welche über Cölestinens Brief ausgegossen lag, entspringe, und während er von dieser übergroßen, in Thränen überströmenden Weiche und Schwermuth aufs unangenehmste berührt wurde, schien es ihm fast noch unleidlicher, daß Cölestine ihr Votum abgeben wollte über einen Conflict von Pflicht und Leidenschaft, sich wol in ähnlicher Situation träume und in einer solchen Träumerei bespiegle. Es lag für ihn etwas persönlich Verletzendes darin, ein Entwürdigen, ein Herabziehen jenes großen tragischen Conflictes, wenn Cölestine sich bis in denselben hinaufschrauben wollte — und Karl war geneigt, dies um so ernster zu nehmen, als er sich selbst in diesem Conflict zu fühlen begann. Er war eben nicht besser als alle Menschen. Der Egoismus dehnt sich auch über den Schmerz aus,

und sogar für unser Leid nehmen wir eine Exclusivität in Anspruch.

Cölestinens Brief enthielt als Nachschrift noch, daß Marianne jetzt wirklich und öffentlich mit dem emigrirten französischen Marquis verlobt sei. Wie Karl sich, nachdem er Bianca verlassen, heimgetrieben fühlte, so trieb es ihn jetzt, nachdem er Cölestinens Brief gelesen, hinaus, um sich zu zerstreuen und zu innerer Ruhe zu kommen. Plan- und ziellos durch die Straßen wandelnd, erblickte er endlich einen Menschen, der vor ihm herschlenderte und, wie er, keine weitere Beschäftigung zu haben schien, als zu den Façaden der Häuser hinaufzublicken oder die Läden rechts und links anzuschauen. Die Gestalt kam Karl bekannt vor — sie wandte sich um und Karl sah — in die Züge Lambert's.

Diese Begegnung hatte im ersten Augenblick etwas Unangenehmes für ihn; er schwankte an-

fangs, ob er nicht vorübergehen und sich stellen solle, als hätte er Lambert nicht gesehen — aber die Gutmüthigkeit, die Freude, einen Landsmann zu finden, siegte ob, und da Karl fühlte, daß es an ihm sei, Lambert entgegenzukommen und ihn zuerst anzureden, so eilte er auf ihn zu und begrüßte ihn mit dem Ausdrucke rückhaltloser Freundlichkeit.

Sie hier, Lambert — wer hätte das geträumt — woher, seit wann, wie? sprechen Sie!

Seit einigen Tagen! sagte Lambert, Karl's Begrüßung zwar höflich, aber doch mit mehr Kälte als Freude erwidernd — ich bin mit der neuen französischen Gesandtschaft hieher gekommen — direct aus Paris.

Aus Paris, und als Diplomat! Förmliche Wunder — Sie müssen mir erzählen, wie das zusammenhängt — Sie müssen mit mir gehen, nach meiner Wohnung.

Die meinige ist ganz hier in der Nähe, ver-

setzte Lambert — wollen Sie nicht mit mir kommen?

Karl gab Lambert's eifersüchtigem Ehrgeize gern nach und ging mit ihm. Lambert wohnte in einem paar freundlichen Zimmern in der vordern Schenkenstraße in der Nähe des Liechtensteinischen Palais, aus dem er eben gekommen war, nachdem er die Galerie gesehen. Er sprach auch, wie um das Gespräch rasch auf einen gleichgültigen Gegenstand zu lenken, seine Bewunderung für die großen mythologischen Gemälde Fanceschini's, die er dort gefunden, aus.

Diese Sachen lassen mich durchaus kalt, sagte Karl. Sie haben doch eine recht französische Natur, daß Sie diese mythologischen Schönheiten bewundern können. Mir kommen sie vor wie gemalte hochtrabende Phrasen. Es muß Ihnen in Paris recht gefallen haben!

Nicht sehr, im Gegentheil. Ich ging unter dem Schutze eines Mannes hin, der Alles that,

um mich zu poussiren. Es war der Baron Cloots.

Ich weiß! Man hat es mir von Hause geschrieben!

Nun gut — also es fehlte mir nicht an Empfehlungen, aber ich hatte meine Kenntnisse der Sprache zu hoch angeschlagen. Ich wurde verlacht, wenn ich auf der Rednerbühne in dem Club der Jacobiner, dem ich mich anschloß, auftrat, und wenn mein Enthusiasmus so glühend, meine Gedanken auch so scharf und treffend wie die des besten Redners unter ihnen sein mochten, so konnte dieses wunderliche Volk mitten in der enthusiastischsten Begeisterung plötzlich in das lauteste Gelächter über ein wie ein t gesprochenes d ausbrechen, oder über einen verkehrt ausgesprochenen Sylbenaccent den ganzen heiligen Ernst der Sache vergessen. Dies erbitterte, dann demüthigte es mich; ich sah, daß ich mich in allen den ehrgeizigen Hoffnun-

gen, mit welchen ich nach Paris gekommen, getäuscht habe, daß es kühne Illusionen gewesen, wenn ich geglaubt, an dem Tempel der Freiheit mitbauen helfen zu können, an dessen glorreiche Vollendung ein, trotz seiner Schwächen, bewundernswürdiges Volk seine Existenz gesetzt hat. Nach Hause heimzukehren, schämte ich mich. Deßhalb war es mir ein dankenswerthes Anerbieten, als mein Freund und Gönner sich erbot, bei der neuen Gesandtschaft, welche nach Wien geschickt werden sollte, mir die Stelle eines Reisedolmetschers und Uebersetzers zu verschaffen.

Und wie geht es Ihnen sonst? Wo stehen Sie?

An derselben Stelle, wo ich früher stand. Ich trage für das Leben denselben Spiegel in mir, den ich ehemals für dasselbe hatte, und ich verfolge dieselben Entschlüsse. Ich will noch alles das erringen, was ich mir daheim zu er=

ringen vornahm — nur das ausgenommen, was ich errungen habe.

Lambert heftete seine Blicke fest und vielsagend auf den Sohn seines ehemaligen Gutsherrn.

Und was haben Sie errungen?

Die Freiheit! Und dann Ueberzeugung und Klarheit, wo ich früher manchmal nur mir selbst vorlog, sie zu haben!

Die Freiheit! seufzte Karl.

Es ist das ein unendliches Glück, fuhr Lambert fort — sich klar zu sein und ganz zu wissen, was man will!

Wie Recht haben Sie da, Lambert!

Sie sind nicht glücklich. Es drückt Sie etwas, Karl!

Karl beachtete nicht, wie Lambert seinem Beispiele folgte und ihn mit lauter Betonung und kindischer Absichtlichkeit ebenfalls bei seinem Taufnamen nannte. Er ging, ohne zu antworten, im Zimmer auf und ab.

Wollen Sie mir nicht etwas von Ihren Erlebnissen mittheilen? fragte Lambert.

Karl fürchtete, daß Lambert's mistrauisches Gemüth ihm Verschlossenheit als Hochmuth auslegen möchte, und deßhalb begann er zu erzählen, was ihm vom Beginn seines Aufenthalts in Wien bis jetzt begegnet. Karl wollte eigentlich nur seiner äußern Erlebnisse erwähnen, aber während er erzählte, fühlte er in diesem Mittheilen eine Erleichterung seines Herzens: er wurde wärmer und wärmer, er ging immer mehr in Einzelnheiten ein, und mit seiner Offenheit wuchs die Spannung, in welcher Lambert ihm zuhörte. Schlau wie er war, errieth der junge Bauer Alles, was Karl noch zurückhielt, und als dieser geendigt hatte, sagte er: Eine merkwürdige, romanhafte Situation das, worin Sie sich befinden, Karl! Euch Junkern läuft doch das Glück überall in den Weg!

Sehe ich aus, als wenn ich glücklich wäre?

Nein, aber bei Gott, ich würde es! — Was wollen Sie thun?

Kann ich meine Gelübde brechen, — und wenn ich es könnte, kann ich die Schuld auf mich laden, Cölestinens Herz brechen zu machen?

Seltsam, sagte Lambert mit schlauem Lächeln, wie viel Selbstverleugnung in solchen Situationen der Mensch hat! Wenn eine Trennung in Vorschlag kommt, sind beide Theile immer nur besorgt, daß dem andern das Herz bricht! Aber Sie haben Recht — fügte Lambert hinzu, dem es klar war, daß sein eigener Vortheil durchaus Karl's Verbindung mit der bürgerlichen Cölestine erheische — Sie haben Recht, ein Mann darf sein Wort nicht brechen — nun und nimmermehr!

Aber was soll ich thun? rief Karl aus, soll ich dieses wunderbar schöne Wesen, das für Glück, Glanz und alle Lebenshoheit geboren ist, einem Schicksal überlassen, das sie in den Un=

tergang reißt und jedenfalls der tödtlichen Rache der Fürstin K. aussetzt?

Bei Ihnen herrscht die persönliche Frage vor, bei mir würde es eine andere thun, entgegnete Lambert. Diese Bianca scheint mir das Werkzeug, womit ein kleiner Ausschuß der Partei der Pfaffen und Aristokraten auf den Kaiser Einfluß zu gewinnen hofft. Wer weiß, wer alles hinter den Coulissen steht, vor denen Signora Bianca erscheinen soll, und wer eigentlich in dem Souffleurkasten steckt!

Sie werden damit nicht behaupten wollen, daß Bianca sich erniedrigen konnte, an einer unwürdigen Intrigue Theil zu nehmen! sagte Karl aufwallend.

Sie mag unbewußtes Werkzeug sein — auch will ich nicht gerade etwas behaupten, ich spreche nur Befürchtungen aus. Sie müssen mir einräumen, daß diese nicht ungegründet sind. Der Kaiser lebt seit lange in einer unbegreifli-

chen Witwerschaft; es ist nicht anders möglich, als daß er endlich sich sehnt nach Abspannung und Ruhe; nach so viel geistigen Niederlagen, wie Joseph II. im Kampfe mit seinen Völkern und dem Vorurtheile erlebt hat, muß er eine eine Zuflucht des Gemüths ersehnen. Bianca ist ein Wunder von Schönheit, wie Sie sagen. Ich sehe hier hohe Gefahr.

Sie kennen den Kaiser nicht!

Ich kenne die Menschen, versetzte Lambert mit einem Ausdruck vollkommenster Altklugheit auf seinem blutjungen Gesichte. Dann fuhr er fort: Sieht der Kaiser sie, verliebt der Kaiser sich in sie — Josephus der Andere ist stark auf die Weiber versessen — dann ist auch sicher, daß Diejenigen, welche mir hinter Bianca zu stehen scheinen, Einfluß bekommen; denn sie selbst mit ihren klösterlichen, schwärmerischen Ansichten — so denke ich sie mir nach dem, was Sie sagen, Karl — wird ein williges Sprach=

rohr Jener sein. Der Kaiser aber ist in einer Periode seines Alters und seines Wirkens angelangt, in welcher leicht eine Krisis, ein Umschlagen der Ueberzeugungen eintritt. Soll man in diesem Augenblick ihn der Gefahr aussetzen, von dem Wege des Lichts und der Aufklärung abgezogen zu werden, den er so rühmlich eingeschlagen hat, der aber so dornenvoll für ihn war?

Sie mögen Recht haben — Bianca ist gefährlich!

Der Plan der Fürstin K. muß durchgesetzt werden, fuhr Lambert fort, das ist mir klar. Ihr Plan ist vortrefflich. Dieses Mädchen ist eine Südländerin, voll übersprudelnden Gefühls und Lebens, voll jener leidenschaftlichen Kraft, der die klösterliche Einsamkeit eine furchtbar elastische Spannkraft gegeben hat. Man muß ihrem Herzen Beschäftigung verschaffen, man muß ihr Jemand in den Weg stellen, der sie lieben

lehrt — und sie wird unschädlich sein. Wenn sie liebt, wird sie den Kaiser und die Politik vergessen und die frevelhaften Plane ihres Onkels und seiner Freunde verachten. Deßhalb hat die Fürstin K. Sie abgeschickt und ausstaffirt, Karl; aber Sie dürfen nicht, Sie können nicht der Verräther an dem Herzen Ihrer herrlichen Cölestine werden — Sie dürfen die Schwelle dieser Bianca nicht mehr überschreiten — oder Sie geben mir das Recht, Sie zu verachten!

Wer Lambert bei diesen Worten angesehen hätte, würde einen Zug von spöttischer Ironie entdeckt haben, der um seine Mundwinkel spielte. Karl sah ihn nicht an, sondern warf sich in einen Sessel und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Was ist also zu thun? fuhr Lambert fort. Sie müssen Jemand Anderm die Aufgabe übertragen. Uebertragen Sie dieselbe mir!

Karl fuhr empor und sah Lambert mit einer Entrüstung an, als ob eine persönliche Beleidigung in diesem Vorschlage gelegen, oder als ob seine Seele dadurch mit Widerwillen und Zorn erfüllt worden sei.

Nun — warum sehen Sie mich mit so bösen Blicken an? Ich bin nicht so schön wie Sie, ich bin nicht so gewandt, und bin nicht so liebenswürdig, ich weiß das Alles, und endlich habe ich nicht den unaussprechlich wichtigen Vorzug, ein adeliger Junker zu sein. Aber etwas von meinen bäurischen Manieren hat doch der Pariser Aufenthalt abgeschliffen, und es käme immerhin auf den Versuch an! — Und, Herr von Schwalborn — fuhr Lambert fort, indem er mit maliciösem Lächeln Karl auf die Schulter klopfte — wäre es Ihnen nicht angenehm, wenn ich über solch einem Abenteuer die rothen Wangen von Fräulein Marianne vergäße?

Karl brachte kein Wort zur Antwort über seine Lippen. Er schämte sich, Nein zu sagen, weil er Lambert den ganzen Umfang seiner Leidenschaft für Bianca nicht gestehen wollte, und schon das, was er gestanden, bereute; Ja zu sagen auf den Vorschlag, der ihn im Innersten empörte, das vermochte er noch weniger.

Lassen Sie mich mit mir zu Rathe gehen, Lambert, ich komme wieder zu Ihnen, sagte er endlich und ergriff seinen Hut.

Wie Sie wollen, Karl. Ich bot Ihnen nur einen Freundesdienst an, da ich Sie in einem unglücklichen Zwiespalte mit sich selbst fand. Auf Wiedersehen!

Neuntes Kapitel.

Es war, als ob das Schicksal Karl habe strafen wollen für die verächtliche Geringschätzung, mit welcher er Cölestinens Ideen über Resignation und die Demuth des Herzens aufgenommen, die sich zur Unterwürfigkeit unter höhere Fügungen und zur Entsagung auf Erdenglück bereitet, ohne zu murren.

Er sollte nun selbst entsagen, er sollte nun selbst fühlen, daß die Resignation schwer und nur das trauervolle Ergebniß eines tief schmerzlichen Kampfes zu sein pflegt. In diesem Kampfe war er befangen und konnte nicht zum Siege kommen.

Seine Neigung niederhalten, das Feuer in seiner Brust ersticken, mit Gewalt über sich Herr werden — ja, das glaubte er, hätte er gekonnt! Aber Bianca aufgeben, ihre unerfahrene, reine, schöne Seele das Spielzeug eines Andern werden lassen, und dazu noch dieses Menschen, dieses Lambert, gegen den Karl seit jenem abendlichen Zusammentreffen in der Allee zu Schwalborn in tiefster Seele eine Antipathie hegte — das war mehr, als er vermochte, das war eine übermenschliche Aufgabe!

Und durfte er so handeln? durfte er ruhig zusehen, wie eine Schlange sich in die Nähe dieser schönsten Tochter Hevens schleichen wollte, um sie zu verderben? Gesetzt auch, es würde dadurch in der That das vermieden, was die Fürstin K. fürchtete und was doch immer im Schooße der ungewissen Zukunft, im Reiche der Möglichkeiten und Vermuthungen lag — durfte Karl seine Zustimmung dazu geben, daß so

schlechte Mittel zum guten Zweck angewendet würden? Aber, sagte er sich, war es nicht die lächerlichste Ueberhebung von Lambert, zu glauben, er könne das Herz der Italienerin gewinnen, es komme da nur auf sein Wollen an? Und während er sich dies sagte, peinigte ihn die qualvollste Angst, daß der tollkühne, trotzige Mensch gerade dazu geschaffen sei, ein Mädchen wie Bianca zu bestechen und zu gewinnen. So schwankte Karl fortwährend zwischen den peinigendsten Empfindungen hin und her. Er wurde von einer furchtbaren Unruhe umhergetrieben; er suchte die Einsamkeit und wich den theilnehmenden Fragen seines Oheims aus, den sein blasses, verstörtes Aussehen erschreckte, und zuweilen fühlte er sich einer Verzweiflung nahe, die ihn den Tod wünschen ließ.

Bianca sah er nicht während dieser Zeit, und eben so wenig suchte er Lambert auf, der auch zu ihm nicht kam. Er begann sich damit

zu beruhigen, daß Lambert seinen Vorschlag vergessen haben werde; diese Hoffnung faßte immer festere Wurzeln in ihm, und sie ermuthigte und tröstete ihn, als er sich endlich mit dem Aufbieten seiner ganzen moralischen Kraft zu dem Entschlusse durchgearbeitet hatte, Bianca nicht wieder sehen zu wollen — um ihr weiteres Schicksal sich nicht zu kümmern, jeden Gedanken an sie zu ersticken, als sei sie todt für ihn.

Und doch war sein ganzer Tag, sein ganzes Dasein nur Ein Gedanke an sie!

Eines Morgens kündigte ihm sein Oheim an, für den Abend sei ein großes Fest beim Fürsten Auersperg angekündigt und eine Einladung dazu für Karl wie für den Gesandten eingelaufen.

Es soll ein Festspiel von da Ponte aufgeführt werden, setzte der Freiherr von Meichelbeck hinzu — aber es ist noch ein Geheimniß!

Karl erblaßte bei diesen Worten. Ein Fest-

spiel von da Ponte! Der verhängnißvolle Abend war gekommen, an welchem Bianca den ersten entscheidenden Schritt in ihre neue Laufbahn setzen wollte!

Karl befand sich den ganzen Tag über in einer furchtbaren Aufregung. Mit Zittern sah er den Abend nahen. Endlich faßte er, von seiner Unruhe umhergetrieben, den Entschluß, zu da Ponte zu gehen und ihn zu fragen, ob denn nichts mehr Bianca zurückhalten könne, das Werkzeug eines frivolen Planes zu werden, der sie ins Verderben stürzen müsse. Er begab sich in die Wohnung des Dichters, aber da Ponte war nicht daheim, und Karl war dies wie ein geheimnißvoller Fingerzeig, daß er seinen Entschlüssen treu bleiben solle.

So kam der Abend heran. Karl drängte seinen Oheim, und Beide waren die ersten der Gäste, welche sich in den glänzenden Gemächern des Fürsten versammelten. Nach und nach füllten sich die

Säle und an Karl streifte die weiße Mousselinrobe der Fürstin K. vorüber. Sie blickte mit einem ernsten, strafenden Blicke auf ihn, doch schien ihm, als ob ihre Augen ihm winkten. Er nahte sich ihr deßhalb, als er nach einer Weile bemerkte, daß sie in einem Eckdivan eines der Seitencabinete Platz genommen und allein sei; er mußte den Augenblick benutzen, denn Fürstin K. war gewöhnlich von einem ganzen Kreise demüthiger Anbeter umgeben. Ihr Blick lag kalt und stolz, wie vorher, auf ihm, als er schüchtern herantrat.

Sie sind ein unbrauchbarer Mensch — ein Narr — sagte sie. Sie haben Alles, was ich für Sie gethan, ruhig angenommen und dann sich davongemacht und nichts weiter von sich hören lassen! Und doch war es so leicht, was man von Ihnen verlangte!

Für mich war es nicht leicht, durchlauchtigste Frau. Sie pressen mir gewaltsam ein Geständniß

aus, das schwer über meine Lippen will, aber das ich preisgebe, weil ich fühle, daß ich der Rechtfertigung in Ihren Augen bedarf. Ich war gebunden — ich durfte und konnte meine frühern Gelübde nicht brechen!

Aber mich täuschen, mich glauben lassen, daß Sie meine Aufträge ausführen würden — das konnten Sie?

Ich habe sie entschieden abgelehnt, diese Aufträge.

Sie haben mir nicht gesagt, daß Sie diese Italienerin nicht liebten.

Karl's einzige Antwort war ein tiefes Erröthen.

Kurz, Sie sind meiner Theilnahme unwürdig und auch der Gnade des Kaisers. Der Kaiser wird Sie morgen vor sich bescheiden.

Die Fürstin stand auf, wandte Karl den Rücken und entfernte sich. Niedergeschlagen begab der Letztere sich zu seinem Oheim, der in

der Nähe stand und die kurze Unterredung beobachtet hatte.

Was sind das für Geheimnisse und Geflüster mit der böhmischen Wlasta, Jüngelchen? fragte er hastig.

Lieber Oheim, es sind nicht meine Geheimnisse, versetzte Karl; aber das wollte ich Ihnen anvertrauen: ich tauge nicht für Ihre Wiener Gesellschaft; ich möchte viel lieber mit meinem Jagdhunde und meiner Flinte allein auf unsern Haiden daheim sein, als in dieser kostbaren und glänzenden Vergnügungsanstalt, deren Glanz Niemanden amusirt und deren Kostbarkeit Niemanden freut. Ich werde vorläufig meine Pferde der Fürstin K. zurücksenden und mein Bittschriftenamt niederlegen. Haben Sie nicht in irgend eine Weltgegend einen Courier zu senden?

Karl, rasest du? versetzte der diplomatische Oheim und nahm eine Prise, welcher eine höchst energische Bewegung seiner Nasenspitze folgte.

Hast du meine Lehren vergessen? Mach' kein Aufhebens! — Was hast du mit der Fürstin K.? Einen dépit amoureux? Und darum wollt ihr euch eure zarten vierfüßigen Liebespfänder zurücksenden? Unsinn!

Es entstand eine Bewegung im Saale — der Kaiser war angekommen. Er schritt mit dem Fürsten Auersperg und den Herren seines Gefolges durch das Gemach, in welchem Karl mit seinem Oheim sich unterhielt; im zweiten Saale fand er eine Dame, bei welcher er eine Zeitlang verweilte: es war die Erzherzogin Elise, seine Nichte. Eine Weile darauf wurde im Hintergrunde des großen Raumes eine Flügelthür geöffnet, die in eine bedeckte, aus Bretern aufgeschlagene und mit Draperien bekleidete Galerie führte. Der Kaiser reichte der Fürstin Auersperg den Arm, Kaunitz führte die junge Erzherzogin, und nach ihnen begab sich die ganze Gesellschaft ein paar Stufen hinunter in

die Galerie, an deren Ende ein Gartentempel, eine geräumige Rotunde sie aufnahm. Kein Licht brannte in diesem Raume, man setzte sich beim Scheine der Fackeln, welche in der Galerie brannten und ihr Licht durch die offene Eingangsthür bis in den Tempel ergossen. Aber als Alles Platz genommen, schloß sich die Thür dieses Raumes und man befand sich in vollständiger Dunkelheit.

Erster Act: Aegyptische Finsterniß. Die Sache wird hieroglyphisch! sagte der Freiherr von Meichelbeck.

Karl, der neben ihm saß, vermochte keine Sylbe zu antworten. Sein Herz schlug so hoch, als wollte es ihn ersticken. Es war ihm, als hinge sein Dasein ab vom Ausgange dieser Stunde. Wird sie erscheinen oder nicht? — nur für diese Frage und für nichts Anderes hatte er Sinn und Leben.

In der Tempelrotunde begannen leise, ferne,

verhaltene Klänge hörbar zu werden. Sie schwebten und zitterten über den Häuptern der Anwesenden fort, tönten langsam aus und verhallten, kamen wieder, schwollen, wurden stärker und stärker und rauschten in stolzen Melodien auf. Zugleich zitterte ein Lichtstrahl durch den Raum, und ein rosenrother Schimmer ergoß sich, eine milde Dämmerung verbreitend und nur langsam an Helle wachsend. Plötzlich hoben unsichtbare Sänger einen Gesang an — ein trefflicher Chor begann eine Cantate, und bald fielen unbeschreiblich melodische Stimmen mit den Solos ein. Das Licht wurde stärker, und während die Musik unsichtbar blieb, erkannten die Gäste, daß jene rosige Dämmerung durch einen Vorhang im Hintergrunde des Tempels strahle, vor welchem eine Göttergestalt auf einem hohen Piedestal sich dunkel abzeichnete. Man sah anfangs nichts als ihre edeln Umrisse, wie sie unbeweglich dastand, nichts als

den schlanken Bau der Glieder, das vollendet schön gezeichnete Profil. Auf Karl wirkte diese Erscheinung wie ein elektrischer Schlag. Vorgebeugt, weit geöffneten Auges blickte er hin... Bianca mußte diese Göttergestalt sein!

Die Helle stieg und gab der Gestalt einen ganz magischen Reiz. Wie ein schönes Traumbild stand sie da, Blumen durchs Haar geflochten, Blumen im Gürtel, Blumen um den Saum des knapp anliegenden weißen Gewandes, und einen vollen, üppigen Kranz von Blumen in der erhobenen Hand.

Bei einer Stelle der Cantate bewegte sie sich langsam, ihr Fuß hob sich, sie begann eine Reihe Stufen hinabzusteigen, welche von ihrem Piedestal herabführten; mit feierlichem Ernst nahte sie sich dem Sitze des Kaisers, der sich zunächst ihr gegenüber befand; sie kniete nieder und indem sie leise einen Vers in italienischer Sprache flüsterte, dessen Worte die entfernter

Sitzenden nicht vernahmen, überreichte sie Joseph II. ihren Kranz. Zu gleicher Zeit flammten, wie durch einen Zauberschlag entzündet, viele Hundert Lampen auf und strahlten durch die Blumenguirlanden, welche die Wände des ganzen Tempels bedeckten, so daß ihr voller und blendend heller Schein auf die Gestalten der knienden Göttin und des Kaisers fiel.

Beim ersten Schritte, welchen die Gestalt von ihrem Piedestal herab gemacht, hatte Karl sie erkannt. Bianca war es nicht!

Das ist die Sängerin Ferraresi — wie sie sich hübsch macht in ihrer rosenrothen Beleuchtung! flüsterte der Freiherr von Meichelbeck seinem Neffen zu. Sie hat Beruf zu dieser Rolle, sie ist es gewohnt, in einem seltsamen Lichte dazustehen.

Karl hätte gern gelacht über den Scherz seines Oheims — denn in der That, er war nie in seinem Leben geneigter gewesen, sich lau=

ten Ausbrüchen der Freude hinzugeben. Bianca war es nicht — er sandte ein stilles Dankgebet zum Himmel auf, daß sie gerettet, und es schien ihm in diesem Augenblicke, als ob ihm jetzt das Opfer, welches er gebracht, bereits vergolten, als ob er seine Entsagung von nun an um die Hälfte leichter tragen werde.

Der Kaiser hatte den Kranz der Sängerin, welche ihm eine längst bekannte Erscheinung war, mit freundlichem Danke abgenommen, die Blumengöttin stieg wieder ihre Stufen hinan, und während dessen flog der Vorhang, der dicht hinter dem Piedestal niederhing, empor, Amouretten, Sylphen und andere Gottheiten, welche Tugenden und heroische Eigenschaften des Kaisers vorstellen sollten, umringten die zurückkehrende Göttin und begannen ein allegorisches Spiel, welches nach einiger Zeit mit Schlußgesängen der unsichtbaren Stimmen und einigen Beleuchtungseffecten bei wechselnden Decoratio-

nen endete. Diese Decorationen stellten Gegenden aus den verschiedenen Ländern dar, welche Joseph II. beherrschte, oder an welche sich denkwürdige Momente seines Wirkens und Schaffens knüpften. Den Schluß bildete ein in glänzendem bengalischen Feuer strahlender Tempel des Ruhmes, in welchem die Büste des Kaisers prangte, während über ihm, am Himmel der Bühne, die Sterne sich zum Namen Joseph zusammenfügten.

Als das Schauspiel unter vielen Acclamationen beendet war und die Gesellschaft sich wieder in die Empfangzimmer begab, schützte Karl bei seinem Onkel Unwohlsein vor, um die Erlaubniß zu erhalten, sich still entfernen zu dürfen. Es war ihm unmöglich, in dem festlichen Gedränge, diesem Summen und Schwirren, dieser heißen Atmosphäre, diesem halb amusirten, halb gelangweilten Hinlungern so vieler fremden Menschen es auszuhalten. Als die

frische kalte Winterluft draußen an seine Wange schlug, athmete er tief und erleichtert auf; dann mit dem stürmischen Schritte, der freudiger Aufregung eigen ist, machte er sich auf den Weg, in die Schenkenstraße, um Lambert aufzusuchen. Die Drohungen der Fürstin K. hatte er vergessen über der Freude, daß Bianca nicht aufgetreten sei. Aber noch drückte ihn eine eifersüchtige Angst, eine wahre Seelenpein, und für diese suchte er Beruhigung, indem er sich aufmachte, Lambert zu besuchen.

Als er in der Wohnung seines Landsmannes ankam, wurde ihm gesagt, dieser sei noch nicht nach Hause zurückgekehrt, kehre überhaupt selten vor Mitternacht heim. Karl mußte sich heimbegeben, ohne eine Antwort auf die stürmische Frage seiner Eifersucht erhalten zu haben.

War es Lambert, der verhindert, daß Bianca aufgetreten?

Während Karl, nachgrübelnd darüber, auf

seinem Lager lag und den Schlaf nicht finden konnte, während im Palaste des Fürsten Auersperg das Fest seinen höchsten Schwung bekommen, die Wangen der Weiber in der Lust des Tanzes glühten, die Augen der Männer vom Feuer des Tokaiers widerglänzten — schritt eine dicht in einen Mantel gehüllte Gestalt durch die schneebedeckten verödeten Gassen der Alservorstadt. Sie blieb endlich vor einem langen, düstern Gebäude stehen, aus dessen kleinen viereckigen Fenstern hier und da noch ein dürftiger und verlöschender Lichtstrahl auf die weiß verhüllten Dächer ihm gegenüber floß.

Der nächtliche Wanderer stieg ein paar Stufen empor, die zu einer Thür in diesem dunkeln, gefängnißartigen Gebäude führten; dort ergriff er ein Seil, welches zur Seite niederhing und den Schellenzug bildete; aber statt zu ziehen und die Klingel in Schwung zu setzen, schlug er mit dem festen

Knoten, in welchem es endete, dreimal gegen die Pforte.

Nach einer Weile öffnete sich die Thür, der Oberkörper eines stämmigen Menschen, dessen Kopf eine Art runden Pilgerhutes bedeckte, kam zum Vorschein, und der Draußenstehende fragte halblaut:

Nun, wie steht's?

I du mein! Wie soll's stehen? Es sind halt die schwarzen Blattern, schöner kann man sie nicht sehen! Kommen's halt 'n Bissel herauf und schaun's selber!

Schönen Dank für Eure Einladung! versetzte der Andere, wickelte sich in seinen Mantel und ging rasch von dannen.

Es war Lambert.

Zehntes Kapitel.

Karl war am folgenden Morgen in der Frühstunde an seinem Posten in der Antichambre des Kaisers.

Die Drohung, welche die Worte der Fürstin K. am Abende vorher enthalten, versetzten ihn jetzt in große Beklommenheit.

Obwol er das reinste Bewußtsein hatte, nahm ihm doch der Gedanke, daß der Kaiser, den er so tief verehrte, ihm zürnen könne, alle Zuversicht.

Nachdem er eine Weile geharrt, kam plötzlich sehr rasch da Ponte aus dem Cabinet des Fürsten geschossen, mit hochrothem Gesichte,

strahlend vor Aufregung und Freude, Arme und Beine wie Telegraphenflügel bewegend. Er wollte an Karl vorübereilen, als dieser ihn durch einen Gruß auf sich aufmerksam machte.

Ach, mein junger Freund! rief er aus, denken Sie, welches Glück! Der Kaiser hat mir noch gestern Abend sagen lassen, ich solle in aller Frühe vor ihm erscheinen, und als ich eben vor ihn trete, hat er mein Werk unaussprechlich gelobt und hat eine Liste in der Hand mit meinem Namen oben darauf und den Namen des Componisten und aller Acteurs, und hinter jedem steht eine Zahl geschrieben.

Seht, da Ponte, sagte der Kaiser zu mir, da habe ich vom Rosenberg diese Liste bekommen und zugleich die Bestimmung des Douceurs, das Ihr und der junge Componist Weigl und die Acteurs erhalten sollt, — und zugleich nimmt der Kaiser eine Feder und sagt: So schenkt Rosenberg; dann macht er hinter jede

der Zahlen eine Null und sagt: So schenkt der Kaiser! Denken Sie sich, funfzig Dukaten hatte mir Rosenberg zugedacht, jetzt bekomme ich fünfhundert! O glücklicher da Ponte — o großer Monarch! Aber ich muß zu Weigl — Addio, mein junger Freund!

Halten Sie! Nur noch ein Wort. Weßhalb ist die Gräfin Tondini nicht in Ihrem Stücke aufgetreten?

Daß der Henker sie hole! rief der glückliche Hofdichter aus — sie ist mir krank geworden, und ich habe meine Zuflucht zur Ferraresi nehmen müssen. Das Stück wäre ganz anders ausgefallen mit der Tondini — aber Addio, Addio!

Da Ponte eilte davon und überließ mit dem ganzen Egoismus des Glücklichen Karl seinen Sorgen. Dieser hatte freilich nicht lange Zeit, sich der neuen Unruhe, womit da Ponte's Worte ihn erfüllten, hinzugeben, denn nach wenigen

Augenblicken öffnete sich die Thür, welche zum Cabinet des Monarchen führte, Joseph erschien selbst auf der Schwelle und winkte Karl hereinzutreten.

Der Kaiser erlaubte sich keinerlei Bequemlichkeiten; so war er denn jetzt um die frühe Stunde bereits in seinem vollständigen Anzuge, und, wie immer, in der von den Fürsten des österreichischen Hauses sonst nicht getragenen Uniform, in welcher Karl ihn zuerst gesehen, und welche so einfach wie nur immer möglich war. Aber er blieb nicht stehen wie gewöhnlich, wenn er Jemandem Audienz gab, sondern ruhte in einem Armsessel, mit der Haltung eines Ermüdeten, und Karl fiel es auf, wie mager er geworden. Die starke Nase war spitz geworden, die Wangen hatten sich gehöhlt, das helle Auge lag tiefer als sonst und seine Lider waren geröthet durch einen jener Flüsse, die ihn so oft heimsuchten.

Sie thun Ihre Pflicht nicht! sagte er, nachdem er Karl eine Weile mit einem Ausdruck von kalter Strenge, ja Härte fixirt hatte. Ich wünsche von meinen Beamten, daß sie geruhen mögen, nur ein Viertheil von dem zu thun, was ich arbeite — aber es scheint, ich werde es nicht dahin bringen!

Die Augen des Kaisers wurden starr, seine Oberlippe hatte — wie immer, wenn er zürnte — sich stark aufwärts gezogen.

Karl war über des Kaisers Worte erschrocken; obwol er nichts Gutes erwarten durfte, hatte er doch einen solchen Vorwurf, so scharf und zornig ausgesprochen, nicht gefürchtet. Um so tiefer wurde er dadurch verletzt, und dieses Gefühl gab ihm allen seinen Muth wieder.

Ich glaube diesen Verweis nicht verdient zu haben, Majestät, sagte er mit fester Stimme und dem Kaiser offen ins Gesicht sehend.

Wenn man ihn nicht verdient hätte, würde

der Kaiser ihn nicht ertheilen. Ist nicht eine Supplik des Rittmeisters Tondini eingelaufen? Weßhalb ist diese Bittschrift einfach eingetragen, ohne irgend eine Bemerkung, wie dringend ihre Erledigung sei? Der Graf ist ein wackerer alter Krieger, Invalide, seine Nichte ihrer Subsistenzmittel durch eine meiner Verordnungen beraubt — weßhalb hat Er sich nicht danach erkundigt und das eingeschrieben? War es nicht meine Pflicht, auf der Stelle zu Hülfe zu kommen? Es ist durch eine Verkettung von mehren Umständen ein großes Unglück durch Seine Nachlässigkeit entstanden. Er ist zur Strafe dafür Seines Dienstes entlassen! Er kann gehen.

Verzeihung, Majestät, wenn ich nur noch ein Wort zu sprechen wage.

Nun?

Ich habe die Supplik des Grafen Tondini durchaus nicht durch Fahrlässigkeit unberücksich-

tigt gelassen. Die Bittschrift hat meine ganze Theilnahme erregt. An demselben Morgen, an welchem dieselbe in meine Hände gekommen, habe ich sofort den Bittsteller aufgesucht und ihm als Unterstützung die Summe von hundert Louisdor eingehändigt.

Als Ihr Geschenk?

Unter der schonendern Form eines angebotenen Darlehens.

Joseph II. haßte Antworten, welche seine Aussprüche widerlegten. Jene Scheu vor Widerspruch, welche großen Herren eigen ist, ging bei ihm so weit, daß er Denen, welche ihm eine treffende und seine Behauptungen umstürzende Antwort gaben, den Rücken wandte und sie Pedanten schalt. Sein Gesicht erheiterte sich deßhalb nicht durch Karl's Erwiderung, er wandte es ab, blickte durch das Fenster, und Karl nahm ein Zucken, wie eine schmerzliche Bewegung, um seine Lippen wahr.

Es bleibt mir nur noch übrig, Ew. Majestät meinen Dank für die Gnade zu Füßen zu legen, womit mir erlaubt worden ist, eine Zeitlang meinem Kaiser persönlich dienen zu dürfen.

Karl machte nach diesen Worten eine tiefe Verbeugung und wollte gehen.

Wenn es wahr ist, was Sie sagen, so können Sie in meinem Dienste bleiben, sagte der Kaiser, indem er offenbar sich selber bezwang.

Ew. Majestät würden mir eine höhere Gnade gewähren, wenn Sie geruhten, mir meine Entlassung zu geben. Ich möchte aus Wien abreisen.

Wie Sie wollen. Kommen Sie darum ein, antwortete der Kaiser, Sie sollen eine ehrenvolle Entlassung erhalten, denn ich habe Ihnen soeben Unrecht gethan. Man hat mir schlecht berichtet.

Er wollte Milde und Freundlichkeit in seine Stimme legen, aber er schien von einer zu tie-

fen Verstimmung befangen; das Lächeln, mit welchem er Karl entlassen wollte, wurde ein nichtssagendes Verziehen der Lippen.

Karl entfernte sich.

Als er allein war, erhob sich der Kaiser und ging eine Weile in seinem Cabinete auf und nieder. Seine Züge waren düster; der schmerzliche Zug um seine Lippen zuckte wieder auf und über seine großen hellen Augen lag wie ein Schleier, den der öftere sanfte Niederschlag der Lider nicht entfernte. Ein paar Mal drückte er die Hand auf die Brust, in welcher das Herz krankhaft schlug, dann warf er die Schultern zurück und holte tief Athem, um Erleichterung gegen die Brustbeklemmung zu bekommen, welche ihn peinigte. Zuweilen fuhr er auch mit der flachen Hand über die Stirn, oder blickte auf die prachtvolle Pariser Pendule aus Alabaster und Gold, welche ihm seine Schwester Marie Antoinette geschenkt hatte, als

er in Versailles war. Welche Gedanken mochten sich regen unter der hohen Stirn des edeln Kaisers, den seine Zeitgenossen den Menschenfreund auf dem Throne nannten? Dachte er beim Anblick ihres Geschenks an eben jene Schwester und ihr drohendes Schicksal, welches mit jedem Pendelschlage der Uhr ihr näher rückte? Dachte er an sich selbst, fühlte er den Schmerz seines Looses, fühlte er, daß er hier, in den Gemächern seiner Kaiserburg, mitten unter seinen Garden und Hatschieren, doch eigentlich nichts sei als ein gehetztes Wild, und fühlte er dies doppelt schmerzlich, weil der Druck, der auf seiner Brust lag, mit dem physischen Gefühle der Unruhe das moralische noch verstärkte?

Es war auch so kalt und so öde rings um ihn her. Vor den Fenstern dunkle Mauern der Palastflügel oder beschneite Dächer; in seinem Cabinete ein Wust von Acten, Schreibereien,

feindlichen Pamphleten wider ihn selbst, Entwürfen und Bänden voll Gesetzen, die sich ihm eben so feindlich erwiesen hatten, wie das wüthendste jener Pamphlete. Die vergoldeten Gesimse und Leisten der Mauern, die ihn umgaben, sahen so matt und kalt aus, und die mythologischen Götter auf den Supporten und Deckengemälden nun gar, das war Alles bei der Beleuchtung eines verschleierten Wintertages so unaussprechlich schal und abgeschmackt — es war wahrhaft trostlos für einen Mann in Trauer. Er setzte sich nach einer Weile, ergriff eine Feder, tunkte sie ein — und warf sie heftig fort. Es war, als habe ihn ein Ekel ergriffen an dem Werkzeuge, mit dem er ein neues goldenes Zeitalter heraufzuzaubern gehofft und nichts als Drachenzähne gesäet. — Laß den Strom rinnen, wie er rinnt, flüsterte er. Aus allem Edelsten, was ich für die Menschheit habe thun wollen, ist mir statt Segen ein

Feind erstanden. Wie viel Schöpfungen, so viel Wunden in meinem Herzen! Ich bin jung und schon am Ende meiner Kraft — und an diesem Ende muß ich mir sagen: Ich habe sie umsonst vergeudet, ich habe meine Welt nicht verstanden! Ich habe Licht gewollt: diese Welt aber ist da für die Finsterniß; ich habe Wahrheit gewollt: diese Welt aber ist da für die Täuschung; ich habe Glück gewollt: diese Welt ist nicht da für das Glück! Arme Staatsmänner, die ihr euer Jahrhundert an die Quellen platonischer Weisheit führen und es tränken wollt aus den goldenen Schalen der Vernunft — wie seid ihr so kurzsichtig! Um die Menschheit liegt ein dämonisches Gewebe geschlungen, fest, unausrottbar, aller Philosophie der klaren Köpfe zum Trotz, sich am meisten versteckend gerade vor dem hellen Auge, und doch da, doch der ewige böse Feind, den kein Erzengel kettet! Ihr wollt die Welt unterjochen mit dem Sinne

und werdet es schmerzlich inne, daß der Unsinn stärker ist als der Sinn, wie die Nacht länger ist als der Tag in dieser winterlichen Welt! Tausende von Sternen glänzen in dieser Nacht — die Fackeln der Intelligenz, welche die Denker entzündet haben; aber wie sie auch leuchten, die Nacht bleibt Nacht! Mir ist weh und traurig zu Muthe. Meine Vergangenheit ist umsonst dahin, meine letzte Hoffnung ist wie die aller Menschen — ein Wunder, ein Unglaubliches, Unerfaßliches.

Während der Kaiser sich so den schmerzlichen Empfindungen hingab, die seine letzten Lebenstage verbitterten, eilte Karl aus der Burg in die Rauhensteingasse. Von da Ponte's Nachricht, Bianca sei erkrankt, von des Kaisers Worten, es habe sich ein Unglück für Tondini ereignet, beunruhigt, wollte er auf der Stelle Aufklärung und Gewißheit suchen. Die Wohnung des kranken Grafen stand leer. Von der

Frau des Hausmeisters hörte Karl, die junge Dame selbst sei gefährlich erkrankt und in einer Sänfte fortgebracht, man wisse nicht, wohin. Der alte Offizier sei gleich darauf von dem Haushofmeister eines vornehmen Hauses in einer Carrosse abgeholt worden, um bei einem reichen frühern Kriegsgefährten, der sich seiner erinnert, eine bessere Pflege zu bekommen. Weiteres wußte die Frau nicht und hatte sich mit all der Gleichgültigkeit einer Großstädterin um ihres Nachbars Wohl und Wehe auch um Weiteres nicht gekümmert. Karl richtete nun seine Schritte der Wohnung Lambert's zu. Dieser war wieder nicht zu Hause. Zur Fürstin K. zu gehen, konnte er nicht übers Herz bringen — so blieb er in der peinlichsten Unruhe, blieb mehre Tage hindurch in derselben, denn Lambert war seltsamer Weise nie zu Hause zu treffen. Endlich entschloß sich Karl, an seinen Vater um die Erlaubniß zu schreiben, entweder

zurückzukehren oder eine Reise nach Italien zu machen, da ihm die Atmosphäre der großen Stadt immer unerträglicher, ihr Thun und Treiben voll Materialismus, Genußsucht und Roheit immer widriger wurde. Dazu kam noch, daß die Gesellschaft, welche die seinige, weil die seines Oheims, des Gesandten, war, unter dem Einflusse eines Trauerfalles sich tief erschüttert zeigte und alle Bewegung, alles Leben derselben plötzlich stockte. Neue Anknüpfungen, welche Karl zerstreut hätten, waren also auch nicht zu hoffen gewesen, wenn er sie überhaupt gewünscht hätte. Aber er wünschte sie nicht, diese Gesellschaft hatte ihm täglich mehr einen trostlosen Eindruck von Leerheit, sittlicher Verkommenheit und vernachlässigter Bildung gemacht. Deßhalb hatte ihn die heftigste Sehnsucht erfaßt, fortzukommen — wie sie jedes edlere, unverdorbene Jünglingsgemüth nach einem Aufenthalte von einigen Monaten in der Kaiserstadt anwandelt.

Der eben erwähnte Trauerfall war der Tod der Erzherzogin Elise, des Lieblings des Kaisers, der, tief erschüttert von der Nachricht, selbst bedenklich erkrankt war.

Während Karl sich mit dem Briefe an seinen Vater beschäftigte, klopfte es an seine Thür. Es war Lambert, der eintrat.

Lambert! Sie endlich einmal! Ich war mindestens zehnmal in Ihrer Wohnung.

Wenn ich offen sein soll — ich bedaure nicht, daß Sie mich verfehlten — eine Unterredung mit Ihnen wäre mir unangenehm gewesen, so lange ich mit einem etwas unruhigen Gewissen Ihnen hätte gegenüberstehen müssen.

Mit unruhigem Gewissen?

Ja — bis gestern drückte es mich: seit dieser Nacht bin ich von der Pein befreit!

Karl sah seinen Landsmann mit verwunderten Blicken an — dieser hatte übrigens etwas in seinem Wesen, seinen Zügen, dem unsteten

Blicke seiner Augen, das durchaus noch nicht auf eine vollständige Beruhigung des Gewissens hindeutete.

Wie soll ich Sie verstehen, Lambert? fragte Karl.

Ich will Ihnen erzählen. Sie wissen, was Sie mir damals mittheilten, an jenem Morgen, an welchem wir zuerst uns trafen. Ich habe, als ich allein war, über die Sache nachgedacht, ich habe sie von allen Seiten betrachtet und bin so zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich hier in ein Verhältniß eingeweiht worden, welches durchaus ein entschlossenes Eingreifen verlange, und daß ich wahrscheinlich der Einzige, welcher zu diesem entschlossenen Eingreifen fähig sei. Ich wußte, was Sie nicht wußten, und was die Fürstin K. in weiblicher Zurückhaltung Ihnen verschwieg, wie sie Ihnen denn überhaupt nur zur Hälfte reinen Wein einschenkte: ich wußte, daß dem Kaiser die Frauen gefährlicher

sind, als man glaubt, daß hier also wirkliche und volle Gefahr vorhanden, das Kunststück der Aristokraten werde gelingen. Es durfte aber nicht gelingen, es durfte um Oesterreichs, um Deutschlands willen ein so schlimmes Werkzeug der — der Contrerevolution würde ich in Paris sagen — nicht in die Nähe des Monarchen kommen. Ich ging geraden Weges zur Fürstin K., ich wurde vorgelassen, weil ich mich mit einer Botschaft von Ihnen meldete; ich theilte ihr mit, daß ich von Ihnen eingeweiht sei und mich anbiete, ihr in einer Angelegenheit zu dienen, in welcher die Kräfte meines Freundes sich unzulänglich gezeigt. Sie hörte mich an — anfangs schien sie mich unwillig zurückweisen zu wollen — aber bald gelang es mir, sie ahnen zu lassen, wie viel ich für meine politischen Ueberzeugungen zu thun im Stande sei. Die Eifersucht des Weibes war zudem zu lebhaft in ihr aufgeregt, um nicht jedes Mittel willkom-

men zu heißen, welches ihr Beruhigung versprach. So kamen wir denn überein. Ich übernahm es, durch irgend ein Mittel die schöne Bianca von dem Auftreten auf der Bühne und von jedem Versuche, sich in die Nähe des Kaisers zu drängen, abzuhalten. Als Lohn dafür foderte ich von ihr, daß sie mir dasselbe auswirke, was sie Ihnen schenkte — das Offizierpatent.

Sie wollen in österreichische Dienste übertreten — Sie wollen Ihr Land der „Freiheit" im Stiche lassen?

Lambert sah Karl eine Weile an, als ob er etwas sagen wolle und doch unschlüssig zaudere. Endlich antwortete er: Nun, weßhalb soll ich es nicht offen heraussagen? Sie wissen, ich liebe Ihre Schwester — wäre aber meine Leidenschaft für sie auch verflogen, dann geböte mir der Ehrgeiz allein schon, die Bewerbung, die ich einmal um sie angefangen habe, durchzusetzen. Und das

will ich! Deßhalb foderte ich von der Fürstin einen Lohn, welcher den ehemaligen leibeigenen Bauer mindestens nicht mehr lächerlich erscheinen lassen wird, wenn er zurückkommt und um Fräulein von Schwalborn anhält.

Aber wenn meine Schwester nun selbst . . .

Sie liebt mich — Sie wird auf mich warten, Herr von Schwalborn — ich bitte, kein Wort mehr über diese Episode. Lassen Sie mich fortfahren.

Lambert, ich zittere vor Spannung auf das, was Sie mir erzählen wollen, aber ich muß Sie noch einmal unterbrechen, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich eiteln Hoffnungen hingeben. Meine Schwester liebt Sie nicht, sie wird nicht auf Sie warten, denn . . .

Denn . . . ? Lambert zitterte an allen Gliedern.

Sie ist verlobt, sie ist in diesem Augenblicke vielleicht verheirathet, sie . . . Gott im Himmel, Sie werden todtenblaß . . . !

Weiter, weiter, zum Teufel, weiter!

Meine letzten Briefe aus der Heimat kündigen mir ihre Verlobung mit dem emigrirten Marquis Polidore de la Roche an.

Das ist eine verfluchte Lüge, Aristokrat! fuhr Lambert auf, indem er Karl am Rockkragen erfaßte, als ob er ihn erwürgen wollte. Dieser schleuderte ihn mit Entrüstung von sich.

Da, auf meinem Schreibtische liegen die Briefe, sagte er — blicken Sie hinein und überzeugen Sie sich — dann — dort ist die Thür!

Lambert hielt sich an einem Sessel aufrecht, dann warf er sich hinein und schrie: Das ist furchtbar, das ist furchtbar — ich habe um ihretwillen dem gräßlichsten Verbrechen getrotzt, ich habe um ihretwillen ein Menschenleben an den Rand des Grabes gebracht, und sie verräth mich!

Mensch, sprechen Sie — was haben Sie gethan — wen haben Sie an den Rand des Grabes gebracht?

Bianca! o, ich bin ein Elender, ich bin verflucht auf immer, ich bin vernichtet!

Er raffte sich auf, ergriff seinen Hut und stürzte zum Zimmer hinaus, die Treppe hinunter, aus dem Hause, ehe Karl noch drei Schritte gemacht hatte, um ihn aufzuhalten und Erklärungen zu verlangen.

Karl wußte in der furchtbaren Aufregung, in welche ihn diese Scene versetzt hatte, kein anderes Auskunftsmittel, als zur Fürstin K. zu eilen. Wenn er nicht von ihr die Ergänzung der schrecklichen Andeutungen erhielt, welche Lambert ihm soeben gegeben, so war Niemand in Wien, der sie ihm hätte ertheilen können. Er war nach wenigen Augenblicken auf dem Wege zu ihr. Als er in ihrem Hotel angekommen, folgte er dem anmeldenden Lakaien auf dem Fuße nach und trat fast mit ihm zugleich in das Cabinet der Fürstin, um nicht zurückgewiesen zu werden. Die Fürstin schien in gro-

ßer Unruhe, sie kam ihm mit lebhafter Bewegung entgegen.

Durchlauchtige Frau, sagte Karl, ich weiß, daß ich Ihre Ungnade auf mich gezogen habe, aber Sie müssen mir noch einmal Gehör schenken. Ich bin in der furchtbarsten Angst, Sie können nicht unerbittlich sein, Sie können mir ein paar arme Worte nicht versagen!

Es ist gut, daß Sie kommen, ich wollte nach Ihnen senden, versetzte die Fürstin; auch ich habe das Bedürfniß, Aufklärung von Ihnen zu erhalten. Die Sache hat eine schreckliche, eine ganz unsäglich traurige Wendung genommen.

Das weiß ich, aber Niemand, Niemand will mir Rede stehen, um mir zu sagen, was denn eigentlich geschehen!

So hören Sie!

Ich weiß nur, daß Lambert sich bei Ihnen als mein Freund eingeführt, daß er darauf Ihr Vertrauen gewonnen hat.

Ja, fiel die Fürstin ein, so ist es. Mit meiner Einwilligung versehen, zu thun, was ihm am räthlichsten scheine, mit meinen besten Versprechungen entließ ich ihn. Lange, ja, mehre Wochen hindurch hörte ich dann nichts von ihm; aber zwei anonyme Zeilen, welche ich am Vorabende des Festes bei Auersperg bekam, enthielten die Worte: Votre bête noire, qui est si blanche, n'y sera pas! Endlich an diesem Morgen — vor zwei Stunden, taucht er plötzlich vor meinem Portier auf, der Befehl hatte, ihn zu jeder Tageszeit augenblicklich vorzulassen. Er ist anscheinend voll Freude, und doch bemerke ich eine gewisse, trotz aller Mühe übel versteckte Unruhe an ihm. Er sagt mir, das Interesse, welches ich gehabt, die Italienerin nicht auf der Bühne zu sehen, sei mit einem noch größern Interesse zusammengetroffen, welches er habe, Ihre Neigung zu diesem Mädchen zu ersticken. Sein Lebensglück hinge davon ab,

daß Sie einer Jugendliebe treu blieben. Er sei einmal in toller Leidenschaft des Zornes und der Rachsucht zwischen Sie und Ihr Glück getreten, oder vielmehr, er habe seine entscheidende Fürsprache Ihnen in dem Augenblicke entzogen, wo er hätte reden sollen; diesen Fehler könne er nur wieder gut machen, indem er Alles, was an ihm sei, aufbiete, Ihre nur zu deutlich ausgesprochene Leidenschaft für die schöne Tondini zu ertödten.

Diese Einleitung über Dinge, welche mich durchaus nichts angingen, fuhr die Fürstin fort, machte mich ungeduldig.

Kommen Sie zum einfachen Berichte und fassen Sie sich kurz, sagte ich, denn Sie spannen mich auf die Folter mit Ihren Liebesgeschichten aus der Provinz.

Sie müssen mich anhören, Durchlaucht, antwortete er darauf, denn wenn Sie die Motive nicht kennen, welche mich antrieben, noch neben

dem Wunsche, Ihnen zu dienen, noch neben dem begeisternden Entschlusse, zwischen Kaiser Joseph und ein abscheuliches Complot zu treten: dann würden Sie über meine entschlossene That vielleicht mit einer Härte urtheilen, die ich nicht verdiene.

Gut, gut, aber sagen Sie endlich, versetzte ich, was haben Sie gethan, um Ihren Zweck zu erreichen?

Ich habe eine Radicalcur angewandt, antwortete er mit einem dämonischen Lächeln. Ich habe mich als Schauspieler und als Bote da Ponte's, des Hofdichters, bei Bianca Tondini eingeführt. Ich habe ihr gesagt, da Ponte habe im Interesse der Aufführung seines Stückes durchaus mit ihr zu sprechen, aber er sei krank, und er sehe sich gezwungen, sie zu bitten, sich noch einmal persönlich zu ihm zu bemühen. Bianca ging arglos auf diese Bitte ein, sie nahm Hut und Shawl und folgte mir augen=

blicklich, da ich mich erboten hatte, sie zu begleiten. Während wir zusammen durch die Straßen schritten, sie dicht verschleiert, theilte ich ihr mit, daß da Ponte seine ehemalige Wohnung verändert, und daß ich sie in ein anderes Haus führen müsse, als in welchem sie den Dichter zum ersten Male gefunden. Wir kamen in eine stille, entlegene Straße; an einem düstern und altfränkischen hohen Giebelhause zog ich die Klingel — ein gemietheter Krankenwärter öffnete und wies uns schweigend eine Stiege im Hintergrunde der Flur hinauf — oben angekommen, deutete ich auf eine Flügelthür am Ende des Corridors und sagte: Gehen Sie dort hinein, dort erwartet Sie da Ponte, Gräfin Bianca; dann verbeugte ich mich und sah noch, wie sie auf die Thür zuging, anklopfte und hinter derselben verschwand — —

Nun, weßhalb stocken Sie? fragte ich Lambert, der eine Pause machte.

Ich kann, versetzte er, mir diesen Augenblick nicht vergegenwärtigen, ohne wieder einen Theil der Beklommenheit, der namenlosen innern Unruhe zu fühlen, die ich empfand, als Bianca Tondini jene Thür hinter sich zuzog. Als sie über diese Schwelle trat, sah sie nicht da Ponte vor sich — nein, sie sah einen Menschen, der mit dem Tode kämpfte. Sie trat an ein Sterbelager, und ein anderer Krankenwärter, den ich wie den ersten bestochen hatte, kam ihrer erschrockenen Frage mit der Antwort entgegen: Sie müssen sich, zu Ihrem Unglücke, in der Straße oder dem Hause geirrt haben — dieses Haus gehört nicht da Ponte, sondern dem Kranken dort, der in den letzten Zügen liegt, und zwar an den schwarzen Blattern, und den deßhalb Frau und Kinder und Gesinde geflohen haben!

Ich werde den Menschen niederschießen wie einen Hund! fuhr Karl bei diesen Worten der Fürstin auf. Er war todtenblaß geworden.

Meine Entrüstung war nicht minder groß, als die Ihrige, fuhr die Fürstin fort. Kaum ließ ich ihn seine Geschichte zu Ende bringen. Er hatte sich nach seiner Bubenthat geflüchtet, er hatte sich draußen, hinter dem Vorsprunge eines Gebäudes versteckt und geharrt, bis er Bianca hatte zurückkommen sehen. Mit wankenden Schritten, kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten unter dem Eindrucke des furchtbarsten Schreckens, war sie an ihm vorübergegangen und hatte den Heimweg gesucht. Zwei Tage darauf ist die Krankheit auch bei ihr ausgebrochen. Man hat sie in das Hospital in der Alser-Vorstadt gebracht; ein alter Kriegsgefährte ihres Oheims aber hat sich des nun ganz verlassenen Rittmeisters Tondini angenommen.

Welch furchtbares, welch fluchwürdiges Verbrechen! rief Karl aus.

In der That, versetzte die Fürstin, es hat mich aufs tiefste empört. Ich verhehlte es Lam-

bert nicht. Er gestand, daß er selber die heftigsten Gewissensbisse gefühlt, so lange Bianca's Leben in Gefahr geschwebt. Er hatte daran, wie er versicherte, beim Entwerfen seines Planes gar nicht oder wenig gedacht. Er hatte nur die alle Schönheit vertilgenden Spuren im Auge gehabt, welche diese Krankheit in dem Gesichte zurückläßt. Aber als das Mädchen nun an dem Rande des Todes geschwebt, sei eine namenlose Unruhe und Angst über ihn gekommen. Er habe sich vor Niemandem sehen lassen, er habe tagtäglich zwei, drei Mal durch die bestochenen Krankenwärter Erkundigungen eingezogen; jetzt endlich athme er frei wieder auf: in der verflossenen Nacht sei die Krise eingetreten, Bianca sei gerettet, aber ihre Schönheit für immer dahin! Sie werde nie mehr weder seinen Freund, noch den Kaiser verführen! Deßhalb, schloß dieser fürchterliche Mensch, komme er, um mich an den versprochenen Lohn zu mahnen!

O, überlassen Sie es mir, mit ihm zu rechnen. Er soll seinen Lohn empfangen! rief Karl, seiner nicht mehr mächtig, aus.

Ich werde Ihren Arm nicht zurückhalten. Sie haben die Pflicht; denn wären Sie nicht so thöricht gewesen, der leichten Aufgabe sich zu entziehen, welche ich Ihnen stellte — dieses Unglück wäre nicht geschehen. Sie tragen einen Theil der Schuld, wie ich daran trage. Ich werde büßen, wie ein Weib es kann, indem ich Bianca zu mir nehme und für sie sorge wie für eine Tochter. Sühnen Sie Ihren Theil, wie Sie es glauben thun zu müssen.

Ich werde es! versetzte Karl. Für das, was Sie an Bianca thun wollen, segne Sie Gott, Frau Fürstin; es läßt mich versöhnt von Ihnen scheiden, so feindlich Sie mich auch verfolgt, so unverantwortlich Sie mich beim Kaiser verleumdet haben!

Die Fürstin wollte antworten, ihr Auge

leuchtete zornig auf — da trat ein ältlicher, sorgfältig gekleideter Mann, einer der vornehmern Hausbeamten, hastig mit verstörtem Gesichte in das Cabinet — die Fürstin flog ihm entgegen.

Was ist, was ist geschehen, Dominique?

Der Mann sprach mit bleichen Lippen ein paar ängstliche Worte, so leise, daß Karl sie nicht verstand — die Fürstin stieß einen Schrei, einen herzzerreißenden, markdurchdringenden Schrei des tiefsten Schmerzes, des Entsetzens aus, und mit den Worten: O Gott, o Gott — das ist mein Ende! fiel sie ohnmächtig auf den Teppich nieder.

Der alte Diener sprang ihr bei, dann winkte er Karl heftig zu, sich zu entfernen, und dieser verließ, Schrecken und Zorn in der Seele, das Hotel der Fürstin.

Eilftes Kapitel.

Während Karl nach Hause eilte, bemerkte er eine außergewöhnliche Bewegung auf den Straßen. Gruppen standen zusammen und flüsterten — ganze Haufen zogen eilig, eine und dieselbe Richtung verfolgend, an ihm vorüber — er setzte voraus, daß irgend ein militairisches oder anderes Schauspiel stattfinde, welches der Physiognomie der Bevölkerung diesen Ausdruck von Lebhaftigkeit und Spannung gebe. Aber auch das Haus seines Oheims fand er in voller Aufregung. Oben an der Treppe stand der Freiherr von Meichelbeck und zankte von da herunter auf die zusammenlaufende Dienerschaft, daß

Niemand wisse, wo Karl zu finden, daß sein Schreiber wieder im Wirthshause hinter der Flasche sitze, daß die Wache des Reisewagens beim Sattler sei, und um tausend andere Dinge. Karl hatte seinen guten Oheim noch nie in solchem Zorne gesehen.

Ah! gut, daß du da bist! rief ihm der Freiherr entgegen, sobald er seiner ansichtig wurde. Du mußt auf der Stelle abreisen.

Abreisen? Unmöglich — ich habe erst noch eine dringende Angelegenheit zu erledigen — eine Beleidigung zu rächen und einen Schurkenstreich zu strafen.

Flausen — du mußt binnen jetzt und zwanzig Minuten im Wagen sitzen, Jüngelchen, du mußt als Courier an unsern Hof abgehen, es ist Ehrensache, daß keine andere Nachricht meiner Depesche zuvorkommt; wir kommen in Ungnade, wenn es der alte Fürst von U., den unser Herzog nicht ausstehen kann, früher erführe, als er!

Aber was denn, lieber Onkel?

Was denn? weißt du's denn nicht, daß der Kaiser todt ist?

Todt?!

Nun ja — todt, seit diesem Morgen um halb sechs Uhr todt!

Karl erblaßte — dann stiegen ein paar helle Thränen in seine Augen.

Mein Gott! sagte er, darum lief das Volk auf der Straße zusammen! Aber es sah so heiter und aufgeregt aus, als stürze es einem Feuerwerk im Prater zu!

Komm in diesen Saal, Jüngelchen, antwortete der Freiherr von Meichelbeck, wir wollen darüber plaudern, bis der Kammerdiener deine Sachen gepackt hat und die Postpferde da sind.

Er nahm seinen Neffen unter den Arm und führte ihn in ein dunkles getäfeltes Gemach in welchem das lebensgroße Portrait Joseph's II. über dem Kamine hing.

Es wird vielleicht nur Eine Person in Wien wahrhaft über den Heimgang des Kaisers trauern, sagte der alte Diplomat, indem er mit Karl in dem Saale auf- und abschritt.

Und das ist?

Die Fürstin K.

Von der komme ich, antwortete Karl, ich war Zeuge ihres Schmerzes, einer Scene, deren Schlüssel ich nicht hatte und die mich deßhalb doppelt entsetzte. Ja, sie hat Grund, zu trauern! fügte er hinzu und dachte an die unselige Schuld, welche auch diese Frau um der Liebe zu einem Manne willen auf sich geladen, dessen Auge sich unmittelbar darauf geschlossen hatte.

Sonst, fuhr der Freiherr von Meichelbeck fort, ist Alles heiter beim Tode dieses Monarchen, der doch, ich gestehe es dir gern, so große, so versöhnende Eigenschaften hatte — der mehr für Wien gethan in den zehn kurzen Jahren seiner Regierung, als je ein Herrscher vor ihm.

Und was ist der Grund, daß solche Eigenschaften, mit dem besten Willen gepaart, zu Grunde gegangen sind ohne Resultat? Weßhalb mußte dieser Kaiser sterben wie ein Krieger auf den Trümmern und dem Schutte dessen, was er mit seinem Blute vertheidigte?

Es ist der Mangel an Glauben in ihm!

An Glauben?

Ja! Aber verstehe mich recht. Ich meine nicht den Glauben an die Kirche, aber den an den Geist. Es ist das Vertrauen auf die Allmacht der Zahlen; das blinde Verkennen des Gebietes des menschlichen Geistes, welches über den exacten Wissenschaften hinausliegt; die Ueberschätzung des militairischen Princips, die Uniformirung dessen, was die Natur verschieden gestaltet, dieses kühne, sich überhebende Selbstvertrauen, das die Massen als Wachs betrachtet, aus welchem der Herrscher jedes mögliche politische Ideal kneten könne — das Alles — da-

neben die Abwesenheit eines großen, ewigen Gedankens — Joseph II. faßte nicht einmal den Gedanken, dem jetzt die Zukunft gehören wird, den der deutschen Nationalität!

Sie haben Recht, theurer Onkel, fiel Karl ein — und als Hauptvorwurf gegen Joseph II. möchte ich noch hinzufügen seine Verachtung der öffentlichen Meinung. Und doch ist dieser frühe, unbeweinte Tod des Kaisers eines der erschütterndsten Ereignisse, welche die Geschichte kennt. Es ist wie das Ende eines Kriegers auf der Wahlstatt mitten unter den Leichen seiner erschlagenen Ideen; er liegt begraben unter dem Zusammensturz seiner theuersten Schöpfungen, und sein brechendes Auge hat die Vernichtung alles dessen schauen müssen, woran er die Kräfte seines Lebens gesetzt — nicht einmal der Trost ist ihm geblieben, sagen zu können: Non omnis morior! Und doch, er konnte es sagen! Es wird immer Herzen geben, denen das Gedächt-

niß Joseph's II. theuer bleibt, trotz aller seiner Schwächen und Uebereilungen; Herzen, die in ihm die warme Begeisterung für Licht und Recht, für Gesetzlichkeit und Ordnung, für das Glück seiner Unterthanen und die Herrschaft der Vernunft verehren; Herzen, in denen die treue Liebe für einen Herrscher nicht aufhört, der nichts wollte, als sich opfern für sein Volk, und der sein Leben dahingegeben hat im Kampfe mit dem, was ihm Vorurtheil schien!

Der Kammerdiener trat ein und meldete, daß die Postpferde angespannt, Karl's Sachen eingepackt und Alles zur Abreise bereit sei. Der Gesandte gab seinem jungen Courier eine kurze Depesche, Karl nahm hastigen Abschied und warf sich in den Reisewagen. In dem Augenblicke, in welchem die Pferde anzogen, zitterte ein dumpfer Klang durch die Luft. Es war die große Glocke von St. Stephan, welche ihr Trauergeläut anhub. Zwanzig andere Thürme

antworteten, und über die Kaiserstadt rollten in vollen Wogen die melancholischen Klänge. Tief erschüttert hörte Karl nach und nach das imposante Strömen der Töne verhallen; während sein Wagen über die Chaussée dahinflog, verklangen sie in dem Rollen der Räder, in dem Pfeifen des Windes durch die dürren Weiden zur Seite des Weges und waren bald spurlos verweht, wie der letzte Seufzer eines Menschenlebens. Die einsame Fahrt erlaubte ihm, ungestört allen den Empfindungen nachzuhangen, die ihn wechselnd und streitend bestürmten. Aber im Vordergrunde während dieser Fahrt blieb immer das Bild des entseelten Kaisers vor seiner Seele stehen. Und während er dem Geschicke des berühmten Herrschers nachsann, dem erst die Nachwelt volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, drängte sich ihm endlich die Ueberzeugung als bleibende Wahrheit auf:

daß die Entwickelung der Zeit die Macht

des Herrscherthums überhaupt gebrochen und daß Joseph II. der vollste Ausdruck dieser Wahrheit sei. In Joseph II. hatte sich das Herrscherthum mit dem Guten und Edeln verbündet und war gescheitert — was konnte es vollends, mit dem Uebeln und Schlechten verbündet, wie es leider öfter aufgetreten, von nun an noch bedeuten?!

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schücking, Levin,

Ein Sohn des Volkes Roman

Bd.: 1

Leipzig (1849)

P.o.germ. 1900 u-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10125296-4